

# Schlesische Monatshefte

## Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 2

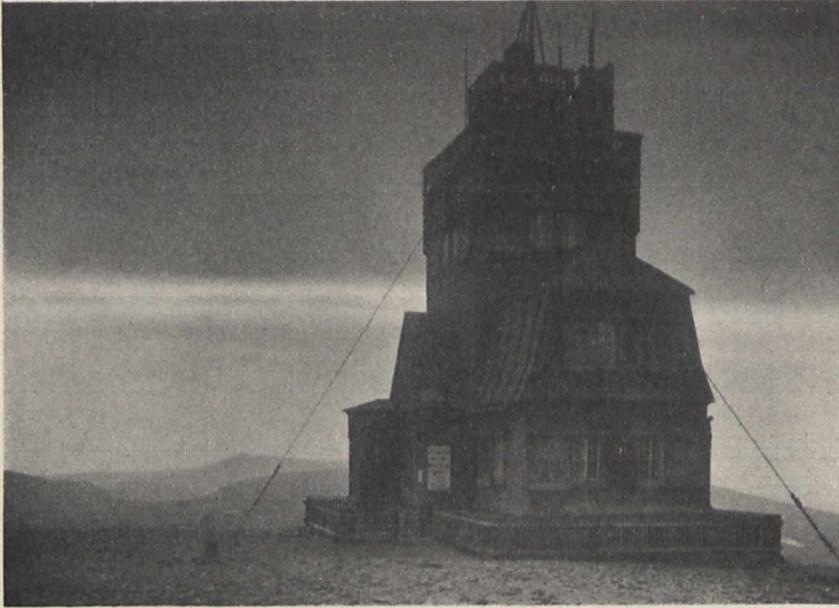
Februar 1931

Jahrgang VIII

## ZU WILHELM BÖLSCHES 70. GEBURTSTAG

EIN NACHWORT VON EUGEN KÜHNEMANN

Indem die Gemeinde Schreiberhau Wilhelm Bölsche an seinem 70. Geburtstag zum Ehrenbürger ernannte, führte sie einen Auftrag der schlesischen Heimat aus. Sie nahm den Rheinländer in Besitz und dankte ihm für sein Werk, das, aus dem liebenden Umgang mit der schlesischen Bergnatur erwachsen, in die weite Welt hinausging. Das Riesengebirge, die Schneegruben, die ihm ins Fenster schauen, haben in der Gemeinde seiner Heimstätte Boten des Danks und der Liebe gefunden. Unter allen Lebenden hat Bölsche am meisten getan, um das moderne Naturerkennen den weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Wenn er nicht zu den eigentlichen Forschern gehört, so besitzt er eine Weite und Allseitigkeit des Naturwissens, wie sie bei den eigentlichen Forschern selten ist. Dabei ist es ein Wissen, das durchweg auf der Höhe der Forschung steht. Er ist aber nicht nur ein Kundiger der Natur, sondern er lebt mit ihr und schöpft aus diesem Mitleben die Gesichte, die er mit einer wahrhaft dichterischen Darstellungskraft den Lauschenden mitteilt. In einem vergilbten Bande der Fliegenden Blätter findet sich das entzückendste Bild von Oberländer, der 70. Geburtstag des Tierarztes: alle Haustiere kommen und bringen ihre dankbaren Glückwünsche dar. Zu Wilhelm Bölsche tritt die ganze Welt der Naturwesen vom Urnebel der Sterne bis zum Menschen mit allen Geschlechtern, auch den längst ausgestorbenen, der Lebewesen. Er hat die große Liebe für seinen Meister Häckel durch das ganze Leben treu bewahrt und ist vielleicht der letzte lebende Zeuge der gewaltigen Wirkung, die von dem unmittelbaren Unterricht des großen Naturforschers ausging. Aber er ist ganz verschieden von Häckel in der meisterhaften Sorgfalt der pädagogischen Methode, die niemals mit dogmatischer Unfehlbarkeit spricht, sondern stets Stand und Lücken des Wissens aufrichtig deutlich macht. Wenn der öde Materialismus Häckels geistfremd und geistfern jede feinere philosophische Schulung beleidigt, so baut Bölsche das neue Wissen um die Natur bewußt in eine idealistische Weltansicht ein und öffnet die Tore weit für die ewigen Anliegen des Geistes. Jede echte Frömmigkeit kann die Bölschesche Welt bejahen und in sich aufnehmen. Der Jubilar blickt immer noch mit den hellen Kinderaugen auf seine geliebte Natur und beglückt alle, die zu ihm kommen, alle seine unzähligen Leser mit dem bescheidenen Adel seines schlichten Wesens. Als ein wahrer Weiser kann er die Ehrungen der zünftigen Wissenschaftshüter gelassen entbehren. Möge das lachende Auge des 70jährigen Ehrenbürgers von Schreiberhau noch lange entzückt auf die Wunder der Welt schauen und im liebenden Verkehr mit der Natur die Quelle der ewigen Jugend finden.



Die Wetterwarte  
auf der  
Schneekoppe im  
A b e n d d u n s t

Lichtbild von T. Herwalt

## LANDSCHAFTSSTUDIEN IM RIESENGEBIRGE

VON T. HERWALT

Unter dem Pseudonym T. Herwalt verbirgt sich einer der besten Amateurphotographen von Schlesien, der vor allem die Schönheiten des Riesengebirges wiederzugeben versteht. Wir haben den Lichtbildkünstler gebeten, seine Aufnahmen mit einer Erklärung seiner Schaffensweise zu erläutern.

Jeder Künstler braucht wohl Geduld; sie und entschlossenes Zugreifen. Daß der Lichtbildkünstler zu wertvollen Personenbildnissen mehr Geduld nötig hätte als ein Maler, soll nicht behauptet werden. Nur von der Landschaft, insbesondere von der Riesengebirgslandschaft, soll hier die Rede sein. Aber gerade sie läuft doch nicht fort, bleibt doch dieselbe, wenigstens während der kurzen Augenblicke, welche man zu einer Aufnahme braucht? — Weit gefehlt! Jeder Maler, jeder Naturfreund weiß, wie schnell sich die Stimmung in der Landschaft ändert; und darauf, sie einzufangen, kommt es hauptsächlich an, dem Lichtbildkünstler wie dem Maler und dem Radierer. Sonst bringt man eine Ansicht, kein Bild zustande. — Dann muß man aber doch gerade rasch zugreifen? — Ja freilich, wenn man's schafft; aber man schafft es eben nur sehr selten, so unbeholfen sind noch unsere Geräte, und so wohldurchdacht muß das Bild in allen seinen Einzelheiten sein.

Es klingt so einfach, wie man es vielfach hört und liest, die ganze künstlerische Tätigkeit des Lichtbildners bestehe in der richtigen Wahl des Standpunkts. In der Tat muß er sich sein Bild aufbauend genau so zusammensuchen wie der Maler und der Radierer, nur daß diese weglassen können, was ihnen nicht paßt, und sich ihre Bildteile frei von rechts und links, fern und nah, ja schließlich aus dem Vorrat des Skizzenbuches heranziehen und an der Stelle im Bilde verwenden können, wo sie sie brauchen, während das dem Lichtbildkünstler nur in den seltensten Fällen vergönnt ist, wenn er nämlich — mit großer Vorsicht! — im Vordergrund wirk-

**Am Schi-Wege  
Wiesenbaude—  
Schneekoppe**



Lichtbild von T. Herwalt

lich einmal Gegenstände im wahren Sinne des Wortes stellen kann. Im allgemeinen muß er bei seiner Bautätigkeit alles so lassen, wie er es angewachsen findet, und kann Verschiebungen von Einzelheiten im Bilde eben nur durch Veränderung seines eigenen Standpunktes erreichen, indem er sich entsprechend hinter den Gegenstand stellt, den er verschieben oder neu in sein Bild hineinbringen will. Dabei verschiebt sich aber alles ein wenig, nicht nur jener einzelne Gegenstand. Er muß darum seine Augen überall haben, sich mit seinem künstlerischen Raum- und Abwägungsgefühl während jeder Verschiebung dauernd umstellen, gewissermaßen mit gleitendem Maßstabe arbeiten. Das ist eine schwer zu erlernende Kunstfertigkeit, und es gibt Fälle, in denen sie überhaupt versagt, wie ja auch der Geschicklichkeit des Malers und des Bildhauers Grenzen in der Darstellungsmöglichkeit gezogen sind. Daß das Aufbaumittel des Lichtbildners überhaupt imstande ist, ihn in der Landschaft zu voll befriedigenden Ergebnissen zu führen, hat nur darin seinen Grund, daß er, der in ganz anderem Sinne als jene nichts ist als ein Vortragender der Werke des größten Künstlers aller Zeit und Ewigkeit, des lieben Herrgotts selber, alles von ihm in so herrlichem Zusammenklänge geschaffen vorfindet. Ist eine Tätigkeit schon deshalb keine Kunst, weil sie nur vorträgt? Dann gäbe es keine Schauspiel-, keine musikalische Wiedergabekunst.

Freilich wird eine Wiedergabe selbst zur Kunst erst durch das Mittel einer eigenen — aber mit der des Schöpfers zu vereinbarenden — Auffassung von dem vorgetragenen Werke. Meint man, sie könne der Lichtbildkünstler ohne gewaltsame und darum abzulehnende Mittel nicht



Lichtbild von T. Herwalt

geben, weil er nicht imstande ist, etwa die Schneekoppe zu einem Zuckerhut in die Höhe zu ziehen, wie das manche Maler tun? Man kann darüber streiten, ob es wirklich richtig ist, die Formen so zu verändern. So einfach hat es der Lichtbildner jedenfalls nicht. Er muß es viel, viel feiner anfangen. Vor allem hat er das Beeinflussungsmittel der Beleuchtung. Seine Kunst ist ja vorzugsweise die der fein und reizvoll abgestuften oder scharf gegeneinander gestellten Helligkeitswerte. Eine Bergwand erscheint erhabener, wenn ihre Durchzeichnung wie aus weiter Ferne verklingt, sie erscheint feiner ausgearbeitet, wenn die Einzelheiten ihrer Oberfläche durch Streiflicht hervorgehoben werden, steiler, wenn ihre Umrisse oder ihre Durchzeichnung steil und immer steiler verlaufende Linien zeigen. Abwechselnde Beleuchtung hinter- oder nebeneinander liegender Höhenzüge läßt diese besser hervortreten und staffelt sie zu größerer Tiefe. Freilich kann der Lichtbildner die Beleuchtung nicht selber machen, er kann nur „einen Zipfel des Mantels vom lieben Herrgott erhaschen“, muß wissen und warten, wie der die Sonne führt, wie er die Wolkenschatten ziehen, die Durchsichtigkeit der Luft sich wandeln läßt.

Von besonderer Wichtigkeit für die Stimmung im Bilde ist der Himmel. Fehlt ihm der rechte Ausdruck, so wirkt die Landschaft tot wie ein Kopf ohne Augen. Der Himmel nimmt ja auch im Gebirge fast stets einen großen Teil des ganzen Bildes ein. Wolken, die er zeigt und gern zeigen soll, müssen auch in ihrer Massenwirkung und Linienführung zu der übrigen Bildfläche passen; sonst können sie die Wirkung des ganzen Bildes aufheben. Manches Bild wird gar erst dadurch künstlerisch möglich, daß eine Wolkenform die Landschaft selbst zusammenhält, ein

Gegengewicht gegen sonst unausgeglichene Gruppierungen bildet, Abwechslung oder Stimmung in ihre allzu große Einfachheit bringt.

Bei alledem ist der Lichtbildkünstler denselben Regeln vom Bildaufbau unterworfen wie der Maler und Radierer. Auf den Verlauf der Linien, den Ausgleich der Massen im Bilde, auf jede Überschneidung muß er genau wie diese achten, muß vor allem auch störende Zufälligkeiten zu vermeiden wissen. Trotz aller Einzelheiten, welche ihm die Linse zwar müheloser als jenen ihr Pinsel und Griffel, dafür aber auch oft in verwirrender Fülle zeichnet, darf die Einheit und Übersichtlichkeit des Gesamteindrucks nicht verloren gehen. Auf diesem Gebiet vorwiegend liegt seine künstlerische Aufgabe, der er sich viel reiner, von Handwerklichem unbeschwerter widmen kann als jene, deren Bewältigung ihm aber auch viel schwerer gemacht ist, eben weil seine technischen Mittel spröder, mathematischer sind. Ein Bild kann gerade bei ihm nur durch einen großen künstlerischen Gesichtspunkt zusammengehalten werden, der unaufdringlich das ganze Bild beherrschen, den Beschauer zur Betrachtungsweise des Künstlers zwingen muß: eine bemerkenswert großartige oder gefällige Linie, der Eindruck einer wuchtigen Masse, die anregende Absonderlichkeit einer Gegenstandsform oder etwa ein stimmungsvolles Unendlichkeitsgefühl, jedenfalls eine Besonderheit in der Auffassung der dargestellten Landschaft. Nur so ein künstlerischer Wurf lohnt überhaupt ein Bild, das man sich doch aufmerksam und oftmals ansehen soll. Wird es dem Beschauer über, so ist es kein Kunstwerk.

Dies alles soll der Lichtbildkünstler nun mit dem technischen Mittel geduldigen Suchens und Wartens mit der „Strahlenfalle“ zu Wege bringen! Ist das Glück gut, so findet er im Augenblicke des künstlerischen Entschlusses alles an Ort und Stelle vereint; die Wolken, die Zweige und Gräser halten hinreichend still, er hat alle nötigen Aufnahmemittel zur Hand, hat Zeit, und sein Dreibein — denn das braucht er natürlich zu solch sorgfältigen Aufnahmen — läßt sich ohne zeitraubende Hilfsbauten gerade so aufstellen, daß sein Gerät genau an den richtigen Punkt kommt. Ein so gewonnenes Bild ist wie ein Geschenk, wie eine Perle, die man findet, wo andere achtlos vorübergegangen sind. Aber meist fehlt etwas: man braucht eine andere Stimmung, als die Landschaft sie augenblicklich zeigt, oder man möchte eine störende Linie von Nebeln verdeckt haben, oder es regnet gerade, oder aber — der weitaus häufigste Fall — ein geeigneter Vordergrund, etwa eine alte Wetterfichte, wie sie oben im Gebirge oft vorkommen, muß erst gesucht werden. Das muß zwar in der Nähe geschehen, denn der großartige Umriß des Berges, oder worauf sonst das Bild abgestellt werden soll, ändert sich bei weiterer Entfernung, doch es kann Stunden, ja Tage dauern, bis man in planmäßiger Arbeit etwas Passendes gefunden hat. Meist schon nach wenigen Minuten ist aber dem armen Lichtbildner die Stimmung in der Landschaft fortgelaufen; er kann dann nicht, wie der Maler, aus dem Gedächtnis schaffen, sondern er muß warten, bis eine ähnliche oder sonst brauchbare Stimmung wiederkehrt. Er wird zum Wetterkundigen dabei, sei es, daß er z. B. stundenlang dem Wirbel der Wolken um die Schneekoppe zuzuschauen hat, sei es, daß er später bei geeignetem Wetter wiederkommen muß. Er gleicht insofern dem Jäger auf dem Anstande: Hat er sich dann endlich einen passenden Augenblick erwartet, so taucht vielleicht ein Wanderer im Bildfelde auf, wo er ihn durchaus nicht brauchen kann, oder ein plötzlicher Windstoß schüttelt die Zweige des Baumes im nahen Vordergrund, oder es beginnt zu regnen, oder Rübzahl zieht gar einen Vorhang vor das ganze Bild der Land-

schaft. Der Kundige geht ja gerade bei unsicherem Wetter auf solche Birsch, weil dann die wunderbarsten Stimmungen zu erwarten sind. Muß man nun das Feld für diesmal räumen, so versucht man wenigstens, den genauen Standpunkt des Geräts für später festzulegen. Denn ehe man sich schließlich auf ihn festlegte, hat es manchmal, noch nachdem man seinen Vordergrund hatte, langer Mühe bedurft: muß man sehr nahe an seinen Vordergrund herangehen, so können schon millimeterweite Unterschiede von wesentlicher Bedeutung für die Überschneidungen sein, welche sich im Bilde ergeben. In diesem Falle muß man dann auch oft wegen starker Ablendung sehr lange belichten und hat bisweilen stundenlang auf ausreichende Windstille zu lauern. Natürlich wendet man an so schwierige Aufnahmen zur Sicherheit gleich mehrere Platten, und die Sache dauert noch länger.

Zuhause kommt dann des Geduldspiels letzter Teil: der Ausschnitt des genauen Bildfeldes aus der ganzen, durch die Abmessungen der Platte gegebenen Fläche und die Wahl einer entsprechenden Aufbereitungsart. Auch beim Ausschnitt können Millimeterbreiten wesentlich sein. Alles, was überflüssig ist, wirkt wie eine tote Last und muß fallen, damit der künstlerische Gedanke des Bildes recht eindrucksvoll hervortritt. Auch diese Erwägungen können sehr lange dauern. Im ganzen kann ein Maler oder Radierer oft früher fertig sein als der Lichtbildkünstler, der doch „nur zu knipsen braucht“.

Im Winter mildert der Schnee manche Schwierigkeit. Er deckt vielerlei Kleinigkeiten zu, welche dem Lichtbildkünstler im Sommer das Leben so schwer machen, und was der Schnee selbst an Formen und Tönungen bietet, erscheint meist an sich der Betrachtung wert: gerade die zarten Helligkeitsunterscheide der von ihm gebildeten sanften Rundungen machen sich in der Darstellungsweise des Lichtbildes besonders reizvoll und wirken naturgetreu, da der Schnee zwar keineswegs farbenarm, aber doch grundsätzlich auf Hell-Dunkelwirkung abgestellt ist. Dankbare Vordergründe bieten namentlich auch die „Schneefiguren“ auf dem Kamme, völlig in Schnee und Eis gefrorene Wetterfichten, deren Hüllen die sonderbarsten Formen annehmen, aber auch schon die von Wind und Sonne ganz eigenartig ausgearbeitete, in dem schräg einfallenden Lichte der tiefstehenden Sonne prächtig glitzernde Oberfläche der endlos sich dehnen- den Schneewüsten dort oben, weiter unten der reiche Schneebehang der Bäume im Walde. Natürlich muß man verfahrenstechnisch imstande sein, diese zarten Abtönungen wirklich wiederzugeben, und zwar auch in den Schatten so durchsichtig, daß man noch den Eindruck hat, Schnee und nicht Tintenflecke vor sich zu haben. Eine besondere Schwierigkeit beim Bildaufbau besteht darin, störend verlaufenden Schispuren aus dem Wege zu gehen; denn gerade die schönsten Punkte werden auch am meisten von Schiläufern aufgesucht und zeigen oft ganze Rangierbahnhöfe von Schifährten, die kein Maler in sein Bild aufnehmen würde. Aus demselben Grunde muß das in der Regel auch der Lichtbildner vermeiden. Dabei muß er sich hüten, selbst noch störende Spuren zu machen. Er ist dadurch in seiner Suche nach einem geeigneten Vordergrunde und dem richtigen Aufstellungsplatze erheblich beengt und muß schon viel Erfahrung darin mitbringen; denn er darf sich nur von hinten nach vorn heranpürschen. Unter Umständen muß er warten, bis neuer Schneefall störende Spuren zudeckt oder die zehrende Kraft der Sonne sie auflöst. Dafür machen ihm die losen Formen einer Schneeaufgabe manchen Vordergrund brauchbar, der im Sommer seiner harten Linien wegen nicht zu verwenden ist,



Lichtbild  
von T. Herwalt

und er kann gelegentlich durch Benützung einer vorhandenen oder geschickt von ihm angelegten Schneespur einen toten Vordergrund beleben, den Blick in die Tiefe des Bildes führen, eine Neigung der Schneefläche deutlicher machen. Scheint die Sonne nicht oder liegt sie steil ohne Schatten auf der Oberfläche, so erkennt man Höhenunterschiede im Schnee schwer, wie jeder Schiläufer weiß. Die Schattenwirkung ist im Winter noch bedeutungsvoller, als im Sommer, wo sie durch ihre Linien und Massenwirkungen im Vordergrunde manches Bild überhaupt erst künstlerisch ermöglicht. Im Winter gibt es über der Baumgrenze Wochen und Monate, in denen alle Eigenfarben der Gegenstände unter einem Schneeüberzuge verschwinden und nicht nur die Schatten, sondern auch die Gegenstände als Helligkeitsunterschiede im Schnee erscheinen, an den beleuchteten Stellen vorwiegend weiß und gelblich, an den dunkleren bläulich getönt. Im Winter paßt sich endlich der Himmel, sogar der wolkenlose, leichter der übrigen Bildfläche an. Er und die Landschaft sind viel müheloser als im Sommer aufeinander abzustimmen, weil die Einzelheiten in der Winterlandschaft im allgemeinen größer und ruhiger wirken und vielfach nach der Art ihrer Formensprache und Abtönung den Wolken näher stehen. Kann also der Lichtbildkünstler im Winter hoffen, durchschnittlich etwas früher fertig zu werden, so ist das aber auch sehr nötig; denn er muß sich seine Bilder in der Regel trotzdem im buchstäblichen Sinne erfrieren. Dafür fühlt aber dann der Beschauer vor einem rechten Winterbilde auch förmlich die Kälte, wie er über einem Abgrund im Bilde die Tiefe, vor der Wand des Riesenkammes die herbe Bergluft spüren soll. Wer das erreicht, kann — „photographieren“.

# „KUSTONIMÄHR“!

VON PAUL MAJUNKE-LANGE

## Ein Beitrag zur schlesischen Mundartforschung

Hannemann, aus Hannover gebürtig, eilte mit langen Schritten dem Freiburger Bahnhof zu. Er keuchte und stöhnte, als sei er bereits in völliger Auflösung begriffen. Schweißstränen perlten ihm über die rundlichen Wangen, und der Koffer in seiner Rechten gab merkwürdig polternde Töne von sich. Die fürsorglich verpackte Reiseausstattung schockelte bei Hannemanns Dauerlauf wild durcheinander, und es kamen die unmöglichsten Allianzen zustande. Hannemann hörte das Poltern und stieß einen leisen Fluch über das stille Wasser des ehrwürdigen Stadtgrabens, an dessen wohlgepflegtem Ufer vergnügte Kinder spielten und ihm den eiligen Weg zur Hinderisbahn gestalteten. Hannemann überquerte die Straße, um auf der anderen Seite freieren Lauf zu haben und stieß einen Radfahrer glatt über den Haufen.

„Hast woll 'n Knall, was hä?“ schrie der Gestürzte.

Hannemann aber, der samt Koffer heil geblieben war, kümmerte sich nicht um das Opfer seiner Hast, dessen Rede ihm spanisch vorkam. Er beschleunigte sein Tempo, spornte sein Gehwerk an zum letzten Spurt. Da endlich tauchte die müde Front des Bahnhofsgebäudes vor seinem verzweifelten Blicke auf. Zwei Minuten noch! Als er mit riesigen Sätzen die Halle stürmte, blieb ihm noch eine Minute. Mit Schrecken gewahrte er, daß dichtgedrängte Menschenmassen die Schalter umstanden. Für Sekundenspanne sah Hannemann alle Mühe vergeblich bleiben. Und doch: er mußte diesen Zug erreichen, er mußte! Da faßte er sich ein Herz und fiel den Mann an der Sperre an:

„Lassen Sie mich durch! Ich muß den Zug nach Hirschberg noch . . . die Schalter sind . . .“ Der Uniformierte hob den ruhigen Blick zur Uhr hinauf, indeß er Hannemann am Arm faßte, damit er ihm nicht entwische. Dann griff er hinter sich und drückte dem zappelnden Hannemann einen kleinen Zettel in die Hand.

Hannemann raste auf den Bahnsteig.

„Beim Schaffner melden! Nachlösen!“ schrie der Mann hinter ihm drein.

Hannemann, aus Hannover gebürtig, atmete auf. Er saß auf weichem Polster und schnappte nach Luft. Stierte mit glasigen Augen in die Landschaft, die draußen majestätisch vorüberglitt. Da er allein im Wagen saß, konnte er in Ruhe die Spuren der Anstrengung tilgen und die Ordnung im Koffer wieder herstellen.

Auf der nächsten Station öffnete er das Fenster und rief nach dem Schaffner. Der kam im berufsmäßigen Laufschrift. Hannemann zeigte das Papierchen vor.

„Bin ohne Fahrkarte durch die Sperre! Soll mich bei Ihnen melden.“

Der Mann war sichtlich in großer Eile, gab Hannemann die Karte zurück und fragte:

„Wohin wolln der Herr?“

„Nach Hirschberg!“

Da schrie eine Stimme vom Ende des Zuges her:

„Faddich!“

Worauf der Schaffner vor Hannemanns Abteil die Tür zuwarf und die Meldung nach vorne weitergab:

„Ferrdigg!“

Dann rief der Gehetzte zu Hannemann hinauf:

„Hab jetz keene Zeit, Herr! Lösense auf der Stacksion nach!“

Hannemann begriff. Lehnte sich beruhigt zurück und brummelte einen Schlager zum Takt der Räder. Nach einer Weile aber kam ihm die Befürchtung, daß ein Nachlösen auf der Station einen höheren Zuschlag kosten könne. Hannemann ist ein Mann der Sparsamkeit, und so rief er auf der folgenden Station noch einmal den Schaffner herbei. Wieder kam er im Laufschrift an den Wagen entlang, schloß da und dort eine Tür, verfrachtete schnell noch ein Bäuerlein mit Sack und Pack und verhielt dann keuchend bei Hannemanns Waggon.

„Bitte, der Herr?“

„Sagen Sie doch: ist das Nachlösen in Hirschberg teurer?“

„Faddich!“ schrie die Stimme von hinten.

„Ferrdigg!“ antwortete Hannemanns Schaffner. Dann rief er zu dem Frager hinauf, indes der Zug sich in Bewegung setzte:

„Awoh! Kustonimähr!“

Mit diesen für Hannemann geheimnisvollen Worten schwang sich der Vielbeschäftigte auf das Trittbrett des nächsten Wagens, kletterte in ein Abteil und war Hannemanns Blicken entschwunden.

Eine Weile noch blieb Hannemann am Fenster, dann zog er die Scheibe hoch.

„Kustonimähr!“ wiederholte er in Gedanken und ließ sich auf der Plüschbank nieder. Was konnte das bedeuten? „Da soll sich einer ausfinden hier! Eine merkwürdige Sprache haben die Leute manchmal!“ So grollte Hannemann in sich hinein. Schließlich streckte er die Beine aus und rückte sich das Kopfpolster zurecht. Dann schloß er die Augen. Und unter ihm ratterten die Räder: „Kustonimähr, Kustonimähr, Kustonimähr!“

In Hirschberg begab er sich zum Nachlöseschalter. In seinen Kopfe hämmerte es: „Kustonimähr!“ Als er die Karte dem Beamten vorlegte, kam ihm ein rettender Gedanke. Wenn er auch das Wort nicht verstand, dieser Mann mußte es verstehen und seine Bedeutung kennen. Hannemann sagte also laut und deutlich, wie er es gehört hatte:

„Kustonimähr, mein Herr!“

Der Mann hinter der Scheibe sah flüchtig auf und fragte:

„Wie bitte?“

Hannemann wurde verlegen und kleidete das Wort in eine Frage:

„Kustonimähr?“

Der Beamte räusperte sich höflich und rechnete kurzerhand den Betrag aus, den Hannemann zu zahlen hatte. Als Hannemann das Geld aufzählte, traf ihn ein mitleidiger Blick des Beamten. Mit leicht gerötetem Kopfe ergriff Hannemann die Flucht.

Als er des Abends mit seinem alten Freunde, dem Berger Josef, zusammensaß, der ein gebürtiger Schlesier und Gasthofbesitzer ist, kam ihm das rätselhafte Wort wieder in den Sinn.

„Josef! Sag du mir endlich: was heißt Kustonimähr?“

Der Berger Josef tat, als hätte er nicht recht gehört, und Hannemann wiederholte den Spruch.

„Da mußte dich aber scheen vahärt han!“ lachte der Josef. „Wie kommst 'n du zu dam Geräde?“

Da erzählte Hannemann die Geschichte mit der nachzulösenden Fahrkarte. Nun lachte der Berger Josef so gewaltig, daß die Biergläser im Gefach über dem Schanktische ins Zittern gerieten und leise applaudierten.

„Mänsch! Hannemann! Da werschte noch viel bei uns lärrn missen! Paß a mal Obacht, ganz genau! Es werd' dir glei wie Schuppen rundergehn: Kustonimähr, Kust o ni mähr, Kustet och nich mähr! Oder ganz hochdeutsch, wie bei euch eim Hannoverschen: Kostet auch nicht mehr! Na? Merkste was jetze?“

Hannemann schlug sich vor die Stirn, lachte herzlich mit und bestellte zwei Schoppen Bier auf den Spaß.

Der Berger Josef aber brachte zwei Schnäpse.

Als Hannemann darob erstaunte Augen machte, zwinkerte ihm der Josef schelmisch zu:

„Kustonimähr, mei Lieber!“

## **WALDEMAR VON GRUMBKOW: MERKSPRÜCHE**

### **Der unverwundbare Dichter**

**Ihr werft nach mir mit spitzen Steinen,  
Doch ich geh wie im Blumenregen hin:  
So kann ich leicht als Held erscheinen,  
Wo ich doch nur Verwandlungskünstler bin.**

### **Theorie und Praxis**

**Predigen hörst du von zahllosen Kanzeln den Wandel des Reinen.  
Leb' was du hörst, und es schließt jegliche Tür sich dir zu.**

### **Lebensnotdurft**

**Ich bet' um mehr nicht als der Apfelbaum:  
Nur um ein wenig unbeengten Raum  
Und zur Ernährung einen Bodenstreifen  
Und so viel Zeit, daß meine Früchte reifen.**

# Volkskunst an schlesischen Bienenstöcken

Von Max Hellmich

Bienenhonig und Bienenwachs sind schon in der Vorzeit vom Menschen nach ihrem Nutzen und ihrer verschiedenen Verwendbarkeit hochgeschätzt worden. Weit über die bekannte Metbereitung der Germanen, von der uns die Edda in der Sage von Kwasir berichtet, führen uns Nachrichten über Bienen und Honig aus Griechenland, Kleinasien und Ägypten in die Anfänge der menschlichen Geschichte zurück. Bei der Einbalsamierung der ägyptischen Mumien soll die gegen Fäulnis schützende Eigenschaft des Honigs, die auf gewissen Säurebeigaben der Bienen beruht, schon ebenso Verwendung gefunden haben wie bei den Assyrern, von denen Herodot ähnliches berichtet. Das mühelose Leben in einem Lande, wo Milch und Honig fließen, ist schon im Indien der Frühzeit, wie bei der Bibel, das Kennzeichen eines paradiesischen Zustandes gewesen. In die tiefsten Tiefen der menschlichen Entwicklung führt uns aber eine Felsmalerei der Araña-Höhle bei Bicorp in Spanien, die einen paläolithischen Honigsucher vor einem Bienenbau zeigt, von Bienen umschwärmt und zweifellos bei der Arbeit, den geraubten Honig in einem in der linken Hand gehaltenen korbähnlichen Gefäße zu bergen. Diese Art der Honigernte durch Beraubung der wilden Bienen ist noch bis in neuere Zeit auch bei uns in Schlesien gebräuchlich gewesen, wenn man auch im Übergange zur völligen Hereinnahme als Haustier den Bienen zunächst noch in natürlicher Umgebung, also im Walde, künstliche Höhlungen in lebenden Bäumen als Wohnungen bot. Die Biene war Haustier schon im alten Ägypten, wo sie als Königszeichen galt. Viel später wird sie es bei den Franken, bei denen sie im frühen Mittelalter auf dem Königsmantel des Childerich erscheint. Bekanntlich hat sich auch Napoleon mit ihr geschmückt.

Die Verpflanzung der Bienen aus ihrer natürlichen Umgebung in die Nähe der menschlichen Wohnungen entsprang sicher dem mit der Vermehrung der Bevölkerung gewachsenen Bedürfnis nach dem Süßstoff, den hier die Natur durch die Arbeit der Bienen bot. Das heutige Geschlecht, dem Zucker in solchen Mengen zur Verfügung steht, daß sie jedem den Erwerb ermöglichen, kann gar keine Vorstellung mehr haben von den Zeiten, in denen das Bedürfnis allein durch den Bienenhonig, wenigstens in unseren Breiten, befriedigt werden mußte. Die Einführung des Rohrzuckers und besonders die Zuckerbereitung aus besonders zu diesem Zwecke gezüchteten Rüben erst hat die Verhältnisse so durchgreifend geändert, daß heute schon der Honig als Luxus und Heilmittel und nur zu entsprechenden Preisen erworben werden kann. In ähnlicher Weise wurde auch erst in der Neuzeit das namentlich von der Kirche und den höheren Ständen, später aber auch vom Bürgertum zu Beleuchtungszwecken gebrauchte Bienenwachs durch das Stearin abgelöst. Auch dieses ist in schneller Folge durch Petroleum, Gas, Spiritus und jetzt durch die Elektrizität verdrängt worden.

Bei der Zähmung der Bienen zum Haustiere zeigte sich eine auffallende Übereinstimmung der ihnen gebotenen Wohngelegenheiten mit den menschlichen Behausungen in bezug auf die Baustoffe. Der Bienenforscher, Professor Armbruster, hat in seinem Buche „Der Bienenstand als völkerkundliches Denkmal“ den Nachweis geführt, daß in Afrika Rindenröhren, von Ägypten bis zum Kaukasus Lehmbauten, in Griechenland und auf dem Balkan Steine, im Osten, also

# 1

## Bienenstand, Aposteln' genannt Höfel, Kreis Löwenberg



Phot. M. Hellmich

in Rußland und Polen, Holzklötze und im Westen spiralg über einander zusammengeheftete Strohseile zum Bau der Bienenwohnungen verwendet werden. In Schlesien treffen wir als alte Bienenwohnungen die „Strohstülper“ und die aus einem Stammstück hergestellten „Klotzbauten“, so wies sich bei uns auch der strohgedeckte Fachwerkbau neben dem Blockbau für die menschlichen Wohnungen findet. Erstere sind aus dem Westen übernommen worden, wahrscheinlich bei der Wiedereindeutschung Schlesiens seit dem dreizehnten Jahrhundert, letztere dagegen haben wahrscheinlich die Slawen bei ihrer Einwanderung in Schlesien im siebenten Jahrhundert mitgebracht oder von den abwandernden Germanen übernommen, denen der Blockbau nachweislich schon sehr früh bekannt war. Die erwähnten alten Arten der Bienenwohnungen werden jetzt immer mehr durch die gezimmerten Kästen verdrängt, die für den neuzeitlichen Mobilbau am bequemsten sind. Während man heute kaum noch einen Bienenkorb aus Stroh antrifft, haben sich Klotzbeuten noch hin und wieder erhalten. Besonders ist es eine Form, die sich nach wie vor der Pflege der Bienenväter, ihrer glücklichen Besitzer erfreut, nämlich die, an denen die Verfertiger ihr Bastellust haben betätigen wollen: die zu Menschen- oder Tierfiguren zurechtgeschnitzten, von Armbruster mit Recht so genannten „Liebhaberklotzbeuten“.

Von ihnen gibt es in Schlesien noch eine erhebliche Anzahl und auch das Bienenzuchtmuseum in Weimar weist derartige Figuren auf. Die meisten sind vollrund geschnitzt; nur drei Klotzbeuten sind mir bekannt geworden, bei denen die Figuren als ziemlich hohes Relief auf der Beute aufliegen. In einer Abhandlung über „Waldbienenzucht in Lithauen und einigen Nachbargebieten“ wird von dem Verfasser H. Klose erwähnt, daß sich in Nieder Bielau, Kreis Reichenbach, Klotzbeuten mit aufgenagelten Tongesichtern befänden. Einen Ort dieses Namens gibt es im Kreise Reichenbach nicht, und die Anfrage wegen solcher Bienenstöcke in Langenbielau, in dem ein Ortsteil Klein Bielau genannt wird, hat nichts ergeben. Ähnlich verzierte Strohkörbe kennt man in Westfalen unter dem Namen „Immenwächter“ als Schutz gegen Diebe und Hexen. Es könnte sich, wenn Ähnliches in Schlesien vorkommen sollte, vielleicht um eingeführte Stücke handeln oder um Nachahmung der westfälischen. Das letztere wäre am wahrscheinlichsten, da in ihrer Heimat die Immenwächter gewöhnlich gemalte Holztafeln sind.



**2**  
**Bienenstand, Aposteln'**  
**genannt**  
**Höfel, Kreis Löwenberg**

Phot. M. Hellmich

Ihre Übersetzung ins Plastische und in einen anderen Werkstoff würde der schlesischen Eigenart durchaus entsprechen, die am Basteln, Formen und Schnitzen ihre Befriedigung findet. Über das Alter der Figuren läßt sich im allgemeinen schwer urteilen, da die mehr oder minder künstlerische und stilgerechte Ausführung durch das Können ihrer Schöpfer bestimmt und meistens auch beschränkt wird. Über die Zeit ihrer Entstehung wird sich nur dann etwas sagen lassen, wenn sie zufällig etwas zeitlich Bestimmtes darstellen, wie in dem Falle des größten und in der besprochenen Art am reichsten ausgestatteten Bienenstandes von Höfel, Kreis Löwenberg. (Bild 1 und 2). Dort stehen in einem langen, vorn offenen Schuppen, einem sogenannten „Bienenschauer“, fünf biblische Figuren, nämlich der Hohepriester im vollen Ornate, Moses mit der Schlange, der Erzvater Abraham mit dem kleinen Isaak als Wickelkind auf dem Arme und zwei Aposteln, ferner ein Bischof mit dem Krummstabe und ein Kardinal, ein Mönch und eine Nonne, der alte, vor mehr als hundert Jahren verstorbene Bienenvater Überschär mit Rauchkrug und Wabenzange, fünf Bauernfrauen und ein bäuerliches Brautpaar Arm in Arm, ein Bauer mit der Schnapsflasche und zwei Wächter mit Spießen, einer davon in einem besonderen Schilderhäuschen. Dazwischen ist noch eine rohe Klotzbeute und eine Kastenbeute untergebracht. Die biblischen Figuren, Abraham etwa ausgenommen, sind recht gut und in guten Proportionen ausgeführt und die Kleidung sorgfältig behandelt und mögen aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts stammen. Dagegen sind die Bauernfiguren ziemlich ungeschickt und auch weniger sorgfältig geschnitzt. Ihr Hauptwert beruht in der Tracht, die so nach der Mitte des gleichen Jahrhunderts üblich war. Da es sich hier um bodenständige Arbeiten handelt, sind sie als gleichzeitige Trachtenbilder der Löwenberger Gegend ganz besonders wertvoll, weil sie auch farbig bemalt sind. Die Figur des Bienenvaters hat dieser zweifellos porträtähnlich um 1800 bei einem Löwenberger Holzschnitzer herstellen lassen und aus derselben Zeit etwa mögen die beiden Wächter ihrer Kleidung nach stammen, vielleicht dem Stile nach sogar aus derselben Werkstatt. Dieser Bienenstand mit zwanzig Figuren wird kaum seinesgleichen haben, und es ist sehr bedauerlich, daß ihre Unterbringung in einem Museum an der hohen Forderung ihres jetzigen Besitzers scheitert. Denn ihre Lebensdauer an dem jetzigen Standorte dürfte nur noch beschränkt sein, wogegen es der Kunst eines neuzeitlichen Präparators gelingen würde,



**3**  
**Zwei Türken: Bienenstöcke**  
**aus Klein Reichen, Kreis Lüben**  
**Ältere Aufstellung**

Phot. M. Hellmich

sie auf lange Jahre, wenn auch nicht mehr für ihre eigentliche Bestimmung, so doch als unvergleichliche Proben der Volkskunst und als anschauliche Trachtenbilder zu erhalten.

Die Meinung von Professor Armbruster, daß es sich bei biblischen Darstellungen um weggestellte Holzschnitzereien aus Kirchen handle, die für die besondere Verwendung als Bienenstöcke nachträglich zugericthet worden seien, ist wohl von der Hand zu weisen. Offensichtlich liegt bei der weiten Verbreitung derartiger Figuren ein altes Brauchtum vor, und bei der Rolle, welche die Bibel in älterer Zeit in dem Gedankenkreise der Volksschicht spielte, der die große Mehrzahl der Imker angehört, ist das Zurückgreifen auf biblische Vorwürfe nicht weiter erstaunlich. Zudem sind es auch nicht die einzigen Stücke dieser Art. Gleich die bereits erwähnten Klotzbeuten mit den im Relief aufgelegten Figuren der Heiligen Drei Könige mit ihren Pagen fügen sich nach ihrer Ausführung einer solchen Erklärung durchaus nicht ein. Sie stehen in Alt Altmannsdorf, Kreis Frankenstein. Ihre Arbeit zeugt nicht von berufsmäßiger Ausbildung des Herstellers, sondern scheint mehr die eines geschickten Liebhabers und Bastlers zu sein (Bild 5).

Durch die Bibel angeregt ist auch die Darstellung des Sündenfalles, die in Schlesien zweimal vorkommt. Adam und Eva, in der lebendigen Stellung, wie er nach dem Apfel greift, den sie ihm bietet, kommen in Schlesien zweimal vor. Das Paar in Zobten, herzlich ungeschickt und hölzern geschnitzt, dient schon lange nicht mehr seinem ursprünglichen Zwecke und ist in einen Schuppen beiseite gestellt (Bild 7). Dagegen ist die gleiche Gruppe in Klein Saabor, Kreis Neumarkt, sehr gut ausgeführt, freier in der Bewegung und gut in den Farben gehalten. Auffällig berührt ein buntgestreiftes „Leibel“, das der Eva über den nackten Oberkörper gestreift worden ist. Wahrscheinlich hat die Frau des Bienenvaters Anstoß genommen und ausnahmsweise einmal in den sonst überall nur den Männern vorbehaltenen Beruf eingegriffen.

**4**

**Bienenstöcke als Löwen. Früher  
Modelsdorf (Kreis Goldberg-  
Haynau) jetzt Liegnitz, Museum**



Phot. Martin, Liegnitz

**5**

**Die Heiligen Drei Könige:  
Bienenstöcke aus  
Alt Altmannsdorf,  
Kreis Frankenstein**



Phot. M. Hellmich

**6**

**Bienenstöcke schlesischer  
Herkunft, Standort unbekannt**





7

Adam und Eva. Bienenstöcke  
aus Zobten, Kreis Schweidnitz

Phot. M. Hellmich

Endlich sind auch wohl auf die Bibel zurückzuführen die Figuren zweier ruhender Löwen als Bienenstöcke (Bild 4). Sie waren ehemals in Modelsdorf, Kreis Goldberg-Haynau, aufgestellt und sind vor einigen Jahren dankenswerterweise der volkskundlichen Abteilung des Liegnitzer Museums übergeben worden. Die Anregung zu dieser Vorstellung hat der Künstler zweifellos aus dem Rätsel des Simson, Richter 14, 14 geschöpft: „Speise ging von dem Fresser und Süßigkeit von dem Starken.“ Es ging zurück auf ein Erlebnis Simsons in der Wüste, als er im Leibe eines früher erschlagenen Löwen einen Bienenschwarm fand, dem er Honig entnahm. Befruchtend auf die Gedankenwelt der Bienenliebhaberkreise haben anscheinend auch Weltereignisse gewirkt. So lassen sich wohl nur die verhältnismäßig häufigen Türkenfiguren erklären. Vielleicht ist es ein nachlebendes Erinnern an die große Türkengefahr, die einst das Abendland bedrohte und von dem christlichen Heere vor Wien abgewendet wurde, vielleicht sind es auch die neueren Kriege, die von der Türkei gegen Russen und andere Völker geführt wurden, die sich darin widerspiegeln. Hierbei mag nebenbei daran erinnert sein, daß Türkenbüsten oder -köpfe auch an Prunkschlitten häufig erscheinen. In letzter Linie können auch technische Erwägungen eine Rolle gespielt haben insofern, als die weite Gewandung der türkischen Tracht den Figuren einen größeren Umfang gab, der den praktischen Forderungen der Bienenzucht genügenden Raum bot. Je ein Paar, Türke und Türkin, steht in Hochkirch, Kreis Liegnitz, und in Nieder-Görisseiffen, Kreis Löwenberg, und zwei männliche Türkenfiguren in Klein Reichen, Kreis Lüben (Bild 3). Auch die von Armbruster aus dem Bienenzuchtmuseum Weimar mitgeteilte Figur wird man wegen des Turbans und der Form der Kleidung doch wohl als Türkin anzusehen haben trotz der schwarz-rot-goldenen Färbung des Gürtels. Eine Negerin in Hut und Seidenkleid mit aufgespanntem Sonnenschirm besitzt ein Imker

in Klein Beckern bei Liegnitz. Sie scheint eine Erinnerung an die einst so stolze deutsche Kolonialbewegung zu sein, ähnlich wie vier Figuren in Tillendorf bei Bunzlau das Andenken an den Weltkrieg wachhalten. Es sind hier dargestellt ein Reichwehrsoldat im Stahlhelm und mit Handgranaten in der Hand und im Koppel, ein türkischer General mit gezogenem Säbel, den Turban(!) mit Reiherstutz geziert, ferner ein Husar mit Lanze und schließlich ein Landsturmmann mit Gewehr, alle mit sehr vielen Orden reich geschmückt. Die Verhältnisse der drei letzten Figuren sind ziemlich ungeschickt; mit sehr viel Liebe ist dagegen das Beiwerk, Uniformen und Orden, behandelt, obgleich auch da manche Fehler vorkommen. Ähnlich ungeschickt, ja geradezu plump wirkt auch ein Infanterist aus der Vorkriegszeit, den ich etwa 1910 in Merzdorf, Kreis Sagan fand. Eine neuerdings gemeldete, angeblich in Pogarth, Kreis Strehlen, stehende Soldatenfigur ist dort nicht zu ermitteln. Alle diese Figuren sind wohl angeregt durch eigenes Erleben ihrer Schöpfer, deren Können freilich mit dem guten Willen nicht immer Schritt gehalten hat. Neuerdings ist mir durch gütige Vermittlung der Staatlichen Sammlung für deutsche Volkskunde das Bild eines Bienenstandes mit zwei Bauernfiguren, Mann und Frau, und einem Bären zugänglich gemacht worden (Bild 6). Der Ort, an dem er sich befindet, ist leider bisher nicht bekannt, aber bestimmt in Schlesien zu suchen. Auch hier ist die Arbeit recht roh. Der Bär ist wohl hier als bekannter Honigräuber gewählt, obgleich der Maulkorb mehr an einen Tanzbären erinnert. Er leitet über zu zwei weiteren Tierdarstellungen aus Bunzlau, einem sichernden Rehbock und einem röhrenden Hirsch. Bei ihnen ist das Einflugloch an den Hals verlegt in die grade Verlängerung des den Bau bergenden Körpers. Die Körper sind nahezu walzenrund und plump, die Läufe dagegen, auf denen die Figuren stehen, geschickt und naturgetreu gearbeitet. Wie weit verbreitet überhaupt der Gedanke solcher plastischen Figuren ist, geht daraus hervor, daß sich im Museum Hellbrunn bei Salzburg eine Kuh als Bienenstock findet. Eine eigentlich nicht hierher gehörige Art der Beuten sind solche in Form von Häusern. Als Kirchen, Schlösser und Schweizerhäuser sind sie eine alltägliche Erscheinung. Neuzeitlichen Bewegungen folgend hat aber der Besitzer der oben schon erwähnten Negerin auch zwei Bienenwohnungen aufgestellt, von denen eine ein schlesisches Mittelgebirgshaus und die zweite ein Siedlungshäuschen darstellt. Der Heimatschutz und die Siedlungsbewegung haben also hier ihren sprechenden Ausdruck gefunden.

Zu den schlesischen Bauernfiguren möchte ich auch eine stellen, die Armbruster gleichfalls aus dem Bienenzucht-Museum Weimar veröffentlicht. Sie stellt eine Bauersfrau dar mit einem Tragkorb auf dem Rücken, der die Bienenwohnung enthält, die aber sich anscheinend bis in die Figur fortsetzt, so daß diese nicht etwa nur als Träger anzusehen ist. Sie ist sehr ungeschickt geschnitzt; aber die ebenfalls sehr plumpe Haube auf dem Kopfe läßt doch auf Entstehung in der näheren Umgebung von Weimar schließen.

Überblickt man den Gesamtbestand an Figuren in Schlesien, so ergeben sich 41 menschliche und 5 Tierfiguren, die bisher bekannt geworden sind. Es werden sich sicher noch mehr finden, wenn erst die Aufmerksamkeit auf diese Dinge und den Wert, den sie für die Volkskunde haben, gelenkt worden ist. Immerhin ist es bei der Vergänglichkeit des Werkstoffes erfreulich, daß schon ein erster Überblick eine solche Zahl in Schlesien feststellen konnte und daß der Brauch, derartige Figuren herzustellen, anscheinend immer noch lebendig ist.

# KARNEVAL IM ALTEN BRESLAU

VON DR. ERNST SCHEYER



Einem hohen und verehrungswürdigen Publico zeige ich gehorsamt an: daß der dritte Ball en Masque Sonntags den 6ten Januar auf dem großen Redouten-Saal gegeben werden wird; ich verspreche übrigens mit dem besten Wein, mit vollkommen gut zugerichteten kalten Speisen, Confecturen und Erfrischungen aufzuwarten. In den übrigen Tagen steht der Redouten Saal einem hohen und verehrungswürdigen Publico, zu Hochzeiten, Picknicks und Cränzeln für billige Preise zu Diensten. Das Entree bei den masquirten Bällen beträgt für den Chapeaur 16 Ggr. und für die Dame 12 Ggr.; auf der Gallerie kostet es wie gewöhnlich 6 und 4 Ggr. Wozu gehorsamt einladet.

1799

Franz Ernst Adolph.

Auch sind bei mir Domino's im Redouten-Saal zu haben.

Einen eigentlichen Karneval, der auf alten Volksüberlieferungen beruht, hat es in unserem Breslau wohl nie gegeben. Aber auch hier scheinen die Menschen dem fast mystischen Drang, um die Fastenzeit zur Feier des nahenden Winterendes in eine fremde, neue Haut zu

schlüpfen, gern nachgegeben zu haben. Wenigstens besagt ein vom 5. Februar 1727 datiertes kaiserliches „Rescript“ an den Breslauer Magistrat „daß bei itziger Fastnachtszeit zwar alle ehrbare Erlustigungen und Music in deren privaten Häusern, wie auch anderen Zusammenkünften des Adels zugelassen, hingegen aber alle Masquen und Verkleidungen ausdrücklich und schärfstens verboten seyn sollen“. Da Masken und Verkleidungen hier aus nicht bekannten Gründen untersagt werden, müssen sie ja vorher in Breslau zur Karnevalszeit getragen worden sein. Von den alten Zunftsitten zur Karnevalszeit weiß wenigstens Zimmermann in seiner Beschreibung der Stadt Breslau (1794) noch einiges zu berichten: „Es pflegen auch noch verschiedene Handwerkszünfte ihre jährlichen Feste wie zum Exempel die Büttner das Reifenschlagen auf den Herbergen oder sonst wo an öffentlichen Lustörtern zu halten; einige derselben bedienen sich, um ihrer Fröhlichkeit mehrere Nahrung zu geben, eines Hanswurstes oder Spaßmachers, der seinen Witz fast an allen Vorübergehenden zu äußern sucht und die abgeschmacktesten Possen mit denen häufig um ihn versammelten niederen Volksclassen treibet.“

Und das „bessere“ Bürgertum? Es geht in der Fastnachtszeit, wie auch sonst während des ganzen Winters, seinen „ehrbaren Er-lustigungen“ nach; es tanzt und masquiert sich ein wenig im „großen Redouten-saal“ der Frau Locatelli auf der Bischof-straße — im „Hotel de Pologne“, späteren „König von Ungarn“ — und in dem neuen Cafféhaus zur Stadt Paris. Die Besitzer laden mit gedruckten Einladungen zum „Festino“, zur „Conversation“, zum „Ranelagh“ zum „Bal masqué“. Dem Besitzer der „Stadt Paris“ ist es in einer im Winter 1801 ergangenen Einladung außer dem „verehrungswürdigen Publicum“ ganz besonders um „den hohen Adel“ zu tun, und er hält viel auf den Anstand des „Ancien régime“; jedenfalls sympathisiert er nicht gerade mit den „Sansculotten“, denn er bittet ausdrücklich, daß „die Tanzliebhaber en escarpins erscheinen möchten, was, glauben wir, schon durch allgemein anerkannte Sittlichkeit gerechtfertigt ist“. Und doch liegt etwas von Revolutionsstimmung und demokratisierenden Tendenzen, wie es dem wahren Karneval gebührt, über jenem reizenden Stich, der eine Einladung der Konkurrenz des biedereren Cafetiers zum Ball im Redoutensaal aus dem Jahre 1799 zielt (Abb. auf S. 64). Im Vordergrund steht ein masquierter Kavalier in der Tracht der Revolutionsjahre, neben ihm seine Dame im Kostüm der „Wahrheit“ oder „Vernunft“, wie wir aus der Sonne auf Haar und Brust, der komischen Gelehrtenbrille entnehmen möchten. Am Neujahrstag des Schicksals-jahres 1813 steckt man im Breslauer Festtrubel, wie die Rahmung der gedruckten Einladung zum „Bal masqué“ in den gleichen Redoutensaal und der Stil ihres Inhalts zeigt, wenigstens äußerlich noch im tiefsten 18. Jahrhundert, während Herr Rothe, Cafetier und „Maitre de danse“ im „Apollo“ in der Wintersaison 1812 schon besser die neue militärische Konjunktur begreift. Denn er wird, wie seine Affiche angibt, „zum Beschluß durch einen militärischen Kosakentanz vorzüglich eine hohe Gesellschaft noch überraschen“. Das ist das Echo der Beresina, der lustige Karnevalsvorbote einer ernsten Zeit, die nun für Breslau anbrechen sollte!



## BAL MASQUÉ

wird den 1. Januar 1813 gegeben.

Beim Entree zahlt jede Masque 12 Ggr. Cour., auf die Gallerie 6 Ggr. Rominal-Münze.

Abonnement-Billets 6 Stück für 2 Rthlr. Cour. sind täglich bis 5 Uhr Abends bei mir zu bekommen.

Mit Degen, Sporen, Stöcken, Tuchmantels, ohne Masque, und in unanständigen oder unreinen Masquen kann aber der Eintritt nicht gestattet werden.

In der Garderobe, wohin alles gegen eine Contre-Marque in sicherer Verwahrung gegeben werden kann, sind Domino's, neue Larven und Kasen zu bekommen.

Der Anfang ist um 7 Uhr, das Ende punkt 3 Uhr.

Dettinger.

# VOM WESEN DES THEATERS

CARL HAUPTMANN

Am 4. Febr. 1921, also vor 10 Jahren, ist Carl Hauptmann gestorben. Wir veröffentlichen zum Gedenken ein Manuskript, das Dr. Will-Erich Peuckert, der Herausgeber des Gesamtwerkes von Hauptmann, in seinem Nachlaß gefunden hat.

Die Schaubühne hat einen ewigen Beruf.

Sie gehört der Schau der Verwirrungen und Auflösungen unseres irdischen Lebens. Der Schau des menschlichen Schicksals.

Die Sphinx von dem Hügel vor Sparta sitzt noch vor jeder Stadt und vor jedem Dorfe, darin Menschen wohnen.

Sie fragt noch immer den Flüchtling „Mensch“:

„Wo kommst du her? . . . wo gehst du hin? . . .  
welchem Sinne bist du eigentlich ergeben?“

Die brennendste Frage.

Wer weiß die Antwort?

Alles müht sich.

Die Schauspieldichter haben tausend Antworten auf diese brennendste Frage versucht.

Das Theater ist die Macht unter den Menschen, die jedem einzelnen diese brennendste Frage in tausend Gestalten ins Blut brennt.

Keine endgültige Antwort.

Nur neue Ansichten. Neue Ahnungen.

Und auch ein Euripides oder ein Shakespeare hat noch immer den Sprung in den Abgrund getan.

Aber der Beruf des Theaters ist von uraltersher und geht in die ferne Zukunft.

Und nach dem großen Kriege wird das Gefühl von dem hohen Beruf des Theaters leidenschaftlicher als je geworden sein.

Denn noch nie in der Geschichte hat es eine Zeit gegeben, wo die letzte Schicksalsfrage heißer im Blute einer gereiften Menschheit brannte.

Und am wenigsten das deutsche Volk wird versagen. Mit seinem alten Hange, tiefe Brunnen zu graben.

Und wenn erst einmal Frieden ist, werden deutsche Theatermänner und Dichter uns in solchem Sinne neu zu beschenken wissen.

Mittel Schreiberhau, September 1917.



1

a) Steingut  
Bes. Graf Konrad Frankenberg, Berlin

b) Fayence

Bes. Direktor Schack, Grunewald

c) Fayence

## ALT-TILLOWITZER KERAMIK

VON DR. OLGA BLOCH

Im Jahre 1813 gründete Johann Carl Graf Praschma in Tillowitz bei Falkenberg eine Fayencefabrik. Es ist das Verdienst von Kurt Bimler\*), neuerdings in einem Aufsatz wichtige Aktennotizen erbracht zu haben, die in diese frühesten Anfänge des keramischen Betriebes etwas Licht zu bringen vermögen. Die Fayencekunst in Schlesien, die mit dem Namen Friedrichs des Großen aufs engste verknüpft ist, knüpft sich an bekannte Namen wie Proskau und Glienitz, wo nach dem Siebenjährigen Kriege Fayencebetriebe entstanden waren, die den gesamten deutschen Markt mit ihren Erzeugnissen versahen. Jener erste Leiter der jungen Tillowitzer Fabrik, Johann Degotschon, hatte bis zum Jahre 1804 in Proskau als Modelleur gearbeitet, war danach zwecks weiterer keramischer Ausbildung nach Breslau übergesiedelt, um schließlich in der Berliner Porzellanmanufaktur seine technischen Kenntnisse zu vervollständigen. Als Leiter der Tillowitzer Fabrik setzte er zunächst die Tradition der Proskauer Manufaktur fort. Aus dieser ersten Periode besitzt das Beuthener Museum und die Sammlung Simon Macha wichtige Stücke, die Bimler noch durch die „Nelkenvase“ im Breslauer Schloßmuseum vervollständigen konnte. Typisch für diese Tillowitzer Fayencen ist die gelbliche Glasur, die in vielen Fällen etwas schmutzig-gelb wirkt, ein überaus sparsam verwandter Dekor und die Verzierung mit reliefartig aufgelegten Laubgehängen, wobei Eichenblätter vorherrschend sind. Die Signierung der Fayencen geschah durch ein eingeritztes farbloses T. Es ist mir möglich gewesen, die Reihe der sehr selten gewordenen frühen oberschlesischen Stücke durch zwei weitere Exemplare aus Berliner Privatbesitz zu erweitern. Es handelt sich um die auf Abbildung 1 b und c wieder-

\*) Heimatkalender des Kreises Falkenberg 1930, S. 95 ff.

gegebenen Butterdosen, die sich einmal durch die Signatur T (Abb. 1c), das andere Mal durch die typischen Kennzeichen in der Glasur und in der Bemalung (Abb. 1b) als Tillowitzer Erzeugnisse dokumentieren. Der unbekannt gebliebene Fayencemaler — Bimler nennt in diesen Jahren der Fabrikation nur 21 Arbeiter — schloß sich eng an Proskauer Vorbilder an, was sich vor allem in der Form der Dosen zeigt, die um diese Zeit und auch schon vorher als Butterbehälter in Proskau beliebt waren. Ihre Form begegnet am Ende des 18. Jahrhunderts besonders oft in mitteldeutschen Manufakturen, vor allem in Kassel und in Erfurt. Die Figur der Glucke (Abb. 1b) zeigt eine gelbliche Glasur, auf der das Gefieder in gelbbrauner Maserung angedeutet ist. Das abhebbare Oberteil der Butterdose unterscheidet sich wesentlich vom Unterteil, das an der Stelle, wo das gelbbraune Gefieder von dem in schmutzig wirkendem Braun bemalten unteren Rand des Gefäßes abgelöst wird, jene für die Tillowitzer Frühkeramik typische Reliefaufgabe von Eichenlaub in Grün zeigt. Ist somit die Tillowitzer Herkunft der Butterdose recht gesichert, so wird sie bei dem anderen Stück, der Butterdose auf Abbildung 1c in Form eines Kükens, noch deutlicher erkennbar. Denn dieses Erzeugnis trägt die Bezeichnung T. Hier ist die Bemalung am untersten Rande in Grün und Gelb gehalten. Der Maler hat von der reliefmäßigen Verzierung, wie sie die Dose auf Abbildung 1b trug, abgesehen. Im Ganzen herrscht der schmutzig-gelbe Ton im Dekor vor.

Es ändert sich das Bild des keramischen Betriebes in Tillowitz nach dem Tode Anton Degotschons, der nach des Vaters Hinscheiden die Leitung der Fabrik übernommen hatte. Graf Ernst v. Frankenberg-Ludwigsdorf erwirbt im Jahre 1842 die Manufaktur, die von dieser Zeit ab ganz neue Wege in der Produktion zu gehen beginnt. In diesen Jahren (1842 bis 1860) wird in Tillowitz nur noch Steingut fabriziert bis zu dem Tage, da die Porzellanmanufaktur ins Leben gerufen wird (1861), deren Erzeugnisse in unseren Tagen Weltruf genießen. Auch von den Tillowitzer Steinguterzeugnissen spricht Bimler und bildet in seinem Aufsätze auch einige Beispiele ab. Am Schluß der kenntnisreichen und insbesondere durch Aktenbeweise Gewinn bringenden Darlegungen werden jedoch Erzeugnisse erwähnt, die sich bisher im Tillowitzer Schloß des Grafen Konrad Frankenberg, des Enkels des Fabrikgründers, befanden und dem Verfasser nicht zugänglich waren. Diese in der Literatur daher unbekannt Stücke seien an dieser Stelle ausführlicher beschrieben und zum ersten Male abgebildet. Stoehr, der in seinem Buche „Deutsche Fayence und deutsches Steingut“ von den Tillowitzer Keramiken spricht, unternimmt noch keineswegs eine Scheidung der Erzeugnisse in Stücke, die der Fayence und solche, die dem Steingut zuzurechnen sind. Er hält sich bei seinen Ausführungen vorwiegend an den Steingutcharakter der Produkte und scheidet dunkelbraune Glasuren mit gelber Bemalung von schwarzen Glasuren mit Silberdekor, der meist auf einer reliefierten Unterlage aufgetragen ist. Die erwähnte dunkelbraune Glasur mit gelber Bemalung, die sich auf einen in der Mitte des Gefäßes gleichsam ausgesparten breiteren Streifen beschränkt, begegnet auf einem Blumentopf im Besitze des Grafen Frankenberg (Abb. 1a). Als Dekor dient außerdem in Gelb gehaltenen Streifen auf dem Bauch des Gefäßes noch eine doppelte Perlenschnur, die als Ornament in der zweiten Periode der Tillowitzer Fabrikation häufig zu finden ist. Diese Ornamentierung umgibt den Dekor, der auf dem Blumentopf als Eichenlaub näher bezeichnet werden kann, und setzt sich am oberen Abschluß des Gefäßes von neuem fort. Das Stück ist mit T. b. F. (Tillowitz



**2**

a) Vase in Form einer Amphora

b) Kanne

c) Steingutvase

Bes. Graf Konrad Frankenberg, Berlin

bei Falkenberg) bezeichnet. Ein Loch am Boden weist darauf hin, daß es wohl auf einem Untersatz gestanden haben muß, woraus sich seine Benutzung als Blumentopf ergäbe. Abbildung 2c zeigt eine 32 Zentimeter hohe Vase auf breitem Fuß, die unbezeichnet ist. Ich möchte sie in dieselbe Reihe stellen wie eine, hier nicht abgebildete Steingutvase, die sich ebenfalls in der Berliner Sammlung befindet und keinerlei Bezeichnung trägt. Beide Gefäße sind von klassizistischer Form. Sie haben tiefschwarze Glasur, auf der sich der ganz flach aufgetragene Silberdekor sehr gut ausnimmt. Vegetabile Elemente herrschen vor, der schon erwähnte Perlstab zierte insbesondere in dichter Anordnung den Fuß der abgebildeten Vase (Abb. 2c), er unterbricht am oberen Teil des Gefäßes den Hals und den gewölbten Vasenbauch. Der Perlstab ist ein der Zeit geläufiges Schmuckmotiv; er begegnet im Zinn der sogenannten Rückblickszeit, in der ja die Steinguterzeugnisse in Tillowitz entstanden sind. Man muß bedenken, daß damals nur England auf keramischem Gebiet Wesentliches leistete; es verdankte diese Leistungsfähigkeit dem Eingreifen Wedgwoods und seiner Zeitgenossen. Keineswegs hohen Geschmack repräsentierte Sèvres in seinen Erzeugnissen, und die Leistungen der Berliner Manufaktur sind durch das Wiederaufnehmen von Gefäßformen aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts recht eigentlich zu erklären.

Der Geist der Zeit, der sich nicht nur in Deutschland auf eine Wiederholung historischer Stile beschränkt, drückt naturgemäß auch den Tillowitzer Erzeugnissen seinen Stempel auf, und es kann nicht wunder nehmen, wenn wir hier den der Epoche geläufigen Stil finden. Die Konsole



**3**

**Standuhr: h : 44 cm  
Bes.: Graf Konrad  
Frankenberg, Berlin**

**Phot. Freya Denner, Berlin**

auf Abbildung 4 zeigt den Einfluß der neogotischen Entwicklung, die von England ihren Ausgang nahm und ihren Höhepunkt auf der Londoner Weltausstellung des Jahres 1851 fand, wo man einen besonders mittelalterlichen Saal, einen Hof, den alten Arbeiten im alten Geschmack einräumte. Hatte auch ein Fachmann auf dem Gebiet des Kunstgewerbes, Ralph Nicholson Wornum, erklärt, daß die Übertragung gotischer Gedanken auf zeitgemäße Werke für das Kunsthandwerk völlig ungeeignet sei, so ließ man sich doch trotzdem von einer Nachbildung alter Arbeiten nicht abbringen. Es entstand in der Tillowitzer Manufaktur jene Konsole, die beweist, daß das Ornament so wichtig geworden ist, daß die Form der Architektur kaum noch eine Rolle spielt. Das Stück ist unbezeichnet und zeigt den Charakter des „schwarzen Porzellans“ sehr deutlich. Hier hat man jene stark reliefierte Unterlage, die dem besprochenen Blumentopf und den beiden Vasen noch gefehlt hatte. Die Vase auf Abbildung 2a nimmt eine gewisse Mittelstellung zwischen sämtlichen hier besprochenen Tillowitzer Steingutproben ein: ihre schwarze, jedoch

**4**  
**Konsole**  
**Bes.: Graf Konrad**  
**Frankenberg, Berlin**



**Phot. Freya Denner, Berlin**

mehr ins Bräunliche spielende Glasur läßt sie dem Blumentopf nahestehen, ihr lebhaft gestalteter Reliefblätterdekor gemahnt an die Konsole und an Zusammenhänge mit Erzeugnissen, die noch näher beschrieben werden. Die Form der griechischen Amphora erinnert an die Zeit, in der das Stück entstanden zu denken ist (um 1850). Waren die erwähnten Dinge bisher Ausstattungsstücke, so kann man die nun folgenden als Gebrauchsstücke ansehen. In erster Linie jenes Waschservice, dessen Schüssel die Abbildung 5a, dessen Kanne die Abbildung 2b zeigt. Die sehr sorgfältig bemalte Schüssel stellt die Silbermalerei auf einem ihrer Höhepunkte dar: der Meister, der hier geschaffen hat, muß ein feinsinniger Künstler gewesen sein, der sich auch in der weisen Maßhaltung im Dekor als Meister erwies. Während das Mittelstück rein ornamentalen Charakter trägt, sind bei der Bemalung der Ränder neben dem abschließenden Perlstabmuster Pflanzenmotive und deutsche Blumen gewählt. Weinranken mit Trauben, edle und wilde Rosen beleben die Flächen. Ganz anders ist die zu der Schüssel gehörige Kanne gestaltet. Man könnte zunächst denken, daß beide Gegenstände nicht zusammengehören — so verschieden ist das Bild, das sich dem Beschauer bietet! Was an der Schüssel ausgeglichen und zart wirkte in der Form und in der Bemalung, wird bei der Kanne ins Ungesetzmäßige, Unorganische umgesetzt. Die Silbermalerei auf flacher Unterlage hat hier dem Reliefdekor völlig weichen müssen, nur an einer Stelle an der Innenseite des Gefäßes ist die Manier der Schüssel — zaghaft fast — wiederholt und erinnert daran, daß Schüssel und Kanne zusammengehören. Nur die Zwickel am oberen Rand des Kannenbauches künden von dem feineren Geist, der die Schüssel bemalte, und auch jene Schälchen und Schüsselchen, die eine Waschtischgarnitur ausmachen und hier nicht abgebildet werden. Daneben hat sich als Gebrauchsgeschirr im Besitze des Grafen Konrad

Frankenberg noch eine Anzahl Teller erhalten, die, da ihr Charakter verschieden ist, darauf schließen lassen, daß es sich um zwei Bestellungen an die Tillowitzer Manufaktur handelt. Den einen Teller (Abb. 5b) ziert ein Rand, der ein verschlungenes Bandmuster trägt. Der Fond wird umrahmt von einem Relief-Blätterkranz, das Mittelstück selber nimmt eine flach gelagerte Blüte ein. Der Teller auf Abbildung 5c erscheint bewegter im Dekor, er ist auch größer, und seinen Fond nimmt ein Blumenbukett ein, während sein Rand in einzelne Felder gegliedert ist. Man weiß nicht recht, zu welcher der beiden Service-Bestellungen die Eierbecher gehören, die sich in ansehnlicher Zahl in der Berliner Sammlung erhalten haben und die zarte Silbermalerei der Tillowitzer Spitzenleistungen zeigen. Ein ebenfalls noch erhaltenes Tablett von quadratischer Form mit durchbrochenen Henkeln, in der Mitte in Silber auf schwarzer Unterlage bemalt, während die Einfassung des Ganzen jene bewegte Reliefaufgabe zeigt, scheint dem Teller der Abbildung 5c nahe zu stehen. Die Reihe der Steinguterzeugnisse der Tillowitzer Fabrik beschließt eine höchst dekorative Standuhr auf breitem Sockel, der in Silber dekoriert ist. Die reiche Verzierung mit Reliefs, die stellenweise vergoldet sind, tritt auf der Abbildung 3 deutlich hervor. Man muß an zahlreiche Jagdpokale und Uhren der Zeit denken, will man den Adler auf der Spitze einordnen, der auf vielen Galvanoplastiken in einer Zeit begegnet, in der das Schmiedeeisen dem rauheren Gußeisen weichen mußte.



Phot. Freya Denner,  
Berlin

5

a) Waschbecken                      b) rechts oben Steingutteller bez. T. b. F.  
c) rechts unten Steingutteller

Besitzer: Graf Konrad Frankenberg, Berlin

# DER AUSFLUG

## Erzählung von Ilse Molzahn

Baron Ztotschki erschien vierspännig auf dem Marktplatz, ließ mit der Peitsche knallen, daß alle umliegenden Fenster aufflogen, und blickte sich um.

Am Rande des Marktes, der riesengroß und östlich dalag, gingen gerade die sechs Gymnasiastinnen spazieren.

„Heda!“ rief der Baron, „wollen Sie mit, meine Freundinnen? Ich fahre nach der Grenze. Habe dort zu tun. Außerdem gibt's Konzert, weil der Heilige Nikolaus heute vor tausend Jahren in den Himmel gefahren ist.“

„Das ist nicht wahr, Baroni!“ schrien die Mädchen, „wir haben Unterricht gehabt, es ist kein Heiligkeitag!“

„Na, da machen wir uns einen“, murmelte der Baron. „Setzt euch, meine Kinderchen. Wir haben alle Platz!“

Die Mädchen kletterten auf den Wagen, und die Pferde gingen los. Pawelek saß wie ein General, verzog keine Miene und hielt die Zügel. Der ganze Markt staunte. Der eisgraue Bart des Barons wehte. Wehmütig blickte er auf die hübschen Gesichter seiner Freundinnen, dann seufzte er: „Ach, wenn ich doch nur das Cousinchen nicht hätte!“

„Was Cousinchen!“ rief Jadwiga, „Sie haben sie doch selber aus Warschau geholt, weil es Ihnen zu einsam war!“

„Sie kann nur Knöpfe annähen und essen“, brummte der Baron. Plötzlich stand er auf, schlug den Kutscher auf die Schulter.

„Heda, Pawelek! Willst du mal zeigen, was die Gäule laufen können! Ist denn das ein Tempo für unsere jungen Damen, so über die Chaussee zu kriechen? Das ganze Dorf lacht ja hinter dir her!!“

„Psssssss!“ machte Pawelek mit seinem Schnurrbart, und schon lief das Vierergespann, daß der Staub aufflog. Die Mädchen schrien, der Baron ließ sich befriedigt in seinen Sitz zurückschleudern.

„Teufel noch mal, ihr werdet jeden Tag schöner! Kommt das vom Studieren? Nun, ihr werdet angefangen haben euch zu verlieben, gesteht es nur. Deshalb glühen euch so die Bäckchen. Sprecht es aus, Jadwiga, Janina, ihr braucht vor eurem alten Freund keine Geheimnisse zu haben!“

Jadwiga, der Kobold, das ewig lachende Turteltäubchen, schüttelte ihre rötlichen Locken. Ihre zarte Haut glänzte, ihre großen Augen strahlten den Baron an: „Ich werde mich niemals verlieben! Wenn ich ausstudiert, werde ich malen. Bilder für die Kirche mit schöner Mutter Maria!“

Der Baron riß die Augen auf. „Malen willst du, Paninka? Deine reizenden Fingerchen mit Ölfarbe beschmieren? Wer hat dir so etwas eingeredet?“

„Sie hat Talent“, sagte Janina streng.

„Talent! Talent! Was wißt ihr, wozu Frauen Talent haben. Ihr seid die schönsten Mädchen von Slupia, das ist euer Talent!“

„Hoffentlich auch die klügsten!“ warf Rosina ein.

Der Wagen brauste dahin, die Pferdebeine verdoppelten sich, die langen Schweife wehten. Die Dörfer flogen vorüber. Die Ebene lag weit wie eine Steppe mit magerer, sandiger Erde. Der schmale Lauf der Prosna glänzte auf.

„Über die Weichsel, über die Weichsel, geh' nicht über die Weichsel!“ sangen die Mädchen. Der Wagen donnerte über die wackelige Holzbrücke der Russen. Reitende Kosaken fingten ihn sozusagen auf, ehe er die Paßstation überfuhr. Der Baron erhob sich würdevoll. Er zog seinen Paß aus der Tasche, streute eine Handvoll Zigaretten in die Hände der Russen.

„Meine Freundinnen!“ sagte er mit einer Verbeugung zu den Mädchen. Wie er wieder prahlte, der Alte!

„Waiditjä!“ sagten die Kosaken und grinsten von einem Ohr bis zum anderen. „Waiditjä, Baroni!“

Die Esel kannten ihn natürlich.

Der Baron half seinen Damen aus dem Wagen und überschritt die niedergelassene Kette. Er steuerte geradewegs auf den Gasthof zu. Der Wirt stürzte ihm schon entgegen. „Äh, Baroni, welche Ehre!“ er verbeugte sich unzählige Male. Sein Gesicht glänzte von Fett und Schnaps.

„Platz!“ rief der Baron. Und schon war ein Tisch da.

„Tusch!“ rief der Baron, und schon schmetterten die Trompeten; die Trommel barst fast.

„Maraschino!“ donnerte der Baron, und schon stand er auf dem Tisch. Die Mädchen bekamen leichte Beklemmungen. Sie erinnerten sich plötzlich, daß keiner zu Hause wußte, was aus ihnen geworden. Der Baron lachte. „Wozu bin ich denn auf den Markt gefahren? Die Klatschweiber werden schon die Zeitung machen! Nasdrowie!“

Ja, der Baron konnte trinken. Er trank den Maraschino aus Weingläsern, als wüßte er nicht, was sich gehörte.

Und jetzt fing er an eine Rede zu halten.

„Ach, meine Kinder“, begann er, „wie schön ist das, wenn das Leben immer wieder von vorn anfängt! Vor vielen Jahren saß ich auch hier an dem dreckigen Tisch, bei dem alten Saukerl, dem Klimek. Ich hatte auch Frauen bei mir. Sie saßen so dicht neben mir, daß ich wie in einem Ofen verbrannte. Ach, mein Blut rauschte mit ihnen durch das Leben! Sie sind nun vielleicht schon tot, aber was macht das schon! Immer wieder blühen die Frauen auf der Erde. Die einen verwelken, die anderen stehen auf wie frische Knospen. Und der alte Ztotschki darf immer noch zusehen.“

Da flog die Tür auf. Die Kosaken kamen herein mit Haltung und verschwiegener Verve. Wie zitterten die Mädchen ob soviel Temperament und Leidenschaft. Der Baron erwachte.

„Ah, die Bienen riechen die Blüten! Wollt ihr tanzen, meine Freundinnen?“

„Wir wollen nicht tanzen“, wehrten die Mädchen. Doch sie wurden erfaßt, ehe sie gefragt waren und gingen in einem feurigen Mazurek unter.

„So ist es recht“, lachte der Baron, „zeigt mal, daß ihr Kerle seid. Gönn's euch, mal mit diesen weißen Tauben zu tanzen.“

Schon zitterte Jadvigas Lachen hoch und hell über dem Jubel der anderen. Sie lachte so sehr, daß Schweißtröpfchen an ihren glänzenden Löckchen hingen. Jemand hatte sie an sich gepreßt. Sie sah in meerblaue Augen. Jemand sprach auf sie ein, hastig, ununterbrochen und leidenschaftlich. Jemand riß sein Amulett aus der Jacke, zerbiß die Schnur und reichte es ihr. Sie nahm es, ohne hinzusehen, mit tränenden Augen. Stühle flogen um, Tische wurden auf den Flur geworfen. Schließlich bat der Baron, der einige Zeit verschwunden gewesen, mit feierlicher Stimme zu Tisch.

Eine lange Tafel erschien. Der Baron nahm an der Spitze Platz. Er saß da wie ein Patriarch, würdevoll und doch erregt. Er war sich seiner Verantwortung voll bewußt. Mehr und mehr stiegen mit zärtlichen Schritten die Stunden in die Nacht hinein. Frauen blühten an der Tafel. Heiter, liebenswert, aber gefährlich wie Jasmin, der weiß und unschuldig mit seinem Duft vergiftet und verführt. Wie perlte ihr Lachen mit dem Sekt um die Wette! Rot wie die Krebse strahlten ihre feurigen, hingebenden Lippen. Der Baron fühlte sein Herz klopfen. Aber er hatte Zeit seines Lebens die tollsten Hengste geritten. Er würde hier wohl auch noch fertig werden. Er stand plötzlich auf, um mit ein paar Worten ein wenig Wasser auf das Feuer, das ringsherum brannte, zu gießen. Aber er vergriff sich.

„Haltet zusammen, Kinder“, sagte er, „liebet euch von ganzem Herzen; denn kurz ist das Leben. Seid lustig und fröhlich und denkt nicht an morgen. Der Morgen hat lange Beine, aber der Abend ganz kurze . . .“ Hier wußte er nicht weiter. Aber die Rettung kam in Gestalt von Pawelek. Er ging mit großen Schritten auf den Baron zu, riß die Mütze vom Kopfe und sagte mit schallender Stimme:

„Wir müssen anspannen, Euer Gnaden, es ist gleich Mitternacht. Später lassen uns die verfluchten Hunde nicht mehr über die Grenze, falls Euer Gnaden nicht belieben, hier zu übernachten.“

Mit einem Schlage wurde der Baron nüchtern. Im Nu waren alle in der Kalesche verstaubt. Der Baron hatte sie flüsternd gezählt. Und was dem Baron entgangen wäre, das hätte der Pawelek gesehen, der streng und erhaben neben dem Schlage stand.

Auf ihren flinken Pferdchen begleiteten die Kosaken den feierlichen, ein wenig bekümmerten Abzug. Auf halbem Wege machten sie aber kehrt und waren wie der Blitz verschwunden. Das war gut; denn eine elende Mietsdroschke wankte dem Vierspanner entgegen. Darin saßen die Maminkas. Der Baron sah sie zuerst und wollte vorbeifahren. Aber das gelang ihm nicht. Also hielt man, und es begann ein großes Jammern und Klagen. Der Baron verfluchte sich selber; aber er duldete es, daß man seine lieben Gäste einfach aus seinem Wagen holte, während ein Teil der Maminkas zu ihm stieg und er in seiner Muttersprache etwas zu hören bekam, das ihn sehr ärgerte.

Gegen Morgen langte man, unter Vermeidung des Marktes, wieder in der Stadt an. Punkt acht Uhr saßen die sechs, als ob nichts gewesen sei, auf ihren Plätzen. Aber es mußte doch mehr gewesen sein, als überhaupt hätte sein können; denn es gab Hausarrest für acht Tage mit seitenlangen Strafarbeiten.

Aber auch der Baron erschien eine Woche lang nicht auf dem Marktplatz des Städtchens. Sein Viererzug stand im Stalle. Das Cousinchen hatte wieder einmal das Regiment übernommen.

---

# RUNDSCHAU

---

## Musik

Die längere Zeitabschnitte überschauende Musikkritik ist in der Lage, neben Wert und Bedeutung akuter Ereignisse das Symptomatische des musikalischen Geschehens im abgegrenzten Raume und im Zusammenhang mit den großen Zeitbewegungen herauszustellen. An akuten Ereignissen ist die Zeit um Weihnachten niemals besonders reich. Auch in diesem Jahre hat sich nichts Besonderes ereignet. Die Oper fügte zugsichre Repertoirstücke — Bohème und Tiefland — in den Spielplan ein, die Philharmonie setzte ihre Serienkonzerte fort und eine beschränkte Zahl von Solisten- und Ensembledarbietungen warb um das Interesse des Publikums.

Fast alle Bühnen halten an der üblen Tradition, Silvesterklamauk zu machen, fest, als wenn es unmöglich wäre, die Hörer durch heitere Kunstwerke zu unterhalten. Das Stadttheater hat zwar die beliebten Silstereinlagen auf ein geringes Quantum reduziert, ist aber der in der Luft liegenden Versuchung, Kunstwerke zu modernisieren und zu aktualisieren, erlegen. Es entstehen heut ungeheuerliche und freche Zerarbeitungen von Werken, deren Eigenwert groß genug ist, um die Wiedergabe des Originals zu rechtfertigen. Und ist der Eigenwert gesunken, so rettet ihn keine Umformung, das müßte man sich auch bei geringem Maß von Einsichtsvermögen sagen. Die notleidenden Theater der Provinz — dazu gehört bekanntlich Breslau — machen sich viel zu sehr vom Repertoire Berlins abhängig. Dort wird in vielen Fällen außerordentlich gut Theater gespielt; dort gibt es auch Leute mit hochgezüchtetem Spürsinn für Publikumswirkungen, aber dort wird auch im guten und noch mehr im üblen Sinne experimentiert. Mit Hilfe reicher Ausstattungsmittel und starker Bühnenindividualitäten kommt man mitunter auch über die von Unkunst geschaffenen Situationen hinweg. In der Provinz, wo Charakter und Schichtung des Publikums anders sind, nicht. Da enthüllt sich das Faule und Unreine bis auf die Knochen. Aus dem mit der Silvesteraufführung von Offenbachs Operette: „Pariser Leben“ erlittenen Fiasko wird die Intendanz hoffentlich lernen, auf ihr eigenes Urteil mehr zu vertrauen als auf Erfolge hauptstädtischer Bühnen.

Von einer richtig geleiteten, von Gemeinschaftsgeist erfüllten Laienmusikpflege erhofft man sich eine Erneuerung des musikalischen Sinns und eine Rückbildung abirrender Geschmacksrichtungen zugunsten eines gesunden musikalischen Gefühls und vor allem Stärkung musikalischer Aktivität. Erfolge sind nachweisbar. Sing- und Spielkreise — dies sind die Träger

der Laienmusik — bedürfen, wenn sie nicht im Dilettantismus befangen bleiben sollen, des künstlerischen Vorbildes. Berufssorchester, Ensembles von Berufsmusikern, selbst Chöre, die für künstlerische Aufgaben geschult werden, sind das nur in bedingtem Maße. Die Breslauer Sing- und Spielkreise haben in dem von Friedrich Wirth zusammengestellten Ensemble ein ideales Vorbild. Wirth bearbeitet Volkslieder. Er tut es für seine Zwecke unter programmatischen Gesichtspunkten. Seine bisherigen Programme heißen: „Es kumpt ein schiff beladen“ und „geistlicher maien“. Andere Programme werden folgen. Aber nicht auf die Gedanken, unter denen die Zusammenfassungen stehen, kommt es hier an, sondern auf den Bearbeitungsstil. Die Lieder sind von Wirth unter volkskundlichen und musikalischen Gesichtspunkten sehr sorgfältig ausgewählt. Die instrumentalen Beigaben zerstören nichts und fügen nichts Fremdes hinzu. Sie putzen das Volkslied auch nicht auf, sie parfümieren es nicht. Sie lassen ihm seinen Erdgeruch und bringen Wort und Melodie zu ungebrochenem Ausdruck. Geigen-, Flöten-, Oboen-, Gamben- und Lautenklänge ergeben eine Parallelwirkung von reiner, einfacher Schönheit. Vorbildlich wie das Arrangement ist auch die Wiedergabe. Freilich musizieren da keine Laien, sondern Künstler, aber die Laien, die solche Sachen singen und spielen wollen, finden da einen Maßstab, an dem sie ihre eigenen Leistungen messen können. Wir sind stolz darauf, daß Wirths Initiative in Schlesien eine derartige Einrichtung geschaffen hat, und es ist sehr erfreulich, daß sich in Breslau Menschen gefunden haben, die Wirths Unternehmen durch Geld und Werbung unterstützen.

Wenn es schon richtig ist, daß wir uns bei der Bewertung von Werken nicht nach der Berliner Börse richten können, so schon gar nicht bei der Einstellung zu Künstlerpersönlichkeiten. Richard Lert z. B. hat in Berlin eine ganz andere Geltung als in Breslau. Das hängt u. a. vom Charakter der Stellungen, die er in beiden Städten einnimmt, ab. Dieser ist sehr verschieden. Lert gehört zu den Naturen, die sich am besten in freien Führerstellen entfalten. In nachgeordneten Posten sind sie gehemmt. Lert dirigierte im ersten Abonnementkonzert des neuen Jahres Beethoven und Bruckner. Für manchen war die Wiedergabe der Coriolanouvertüre eine Enttäuschung, für mich nicht. Die Coriolanouvertüre ist ein Werk, das von einem andern Interpretationsstandpunkt angefaßt werden muß, als ihn Lert einnimmt. Eine der vielen Toscaninilegenden sagt: Der Maestro habe erzählt, daß

er die Ouvertüre zwei Jahre lang studiert habe, ehe er sie zum ersten Male dirigierte. Die Legende will Toscaninis Verantwortlichkeitsgefühl und Arbeitsamkeit glorifizieren. Wenn der Anekdote ein Körnchen Wahrheit zugrunde liegt, würde man — sachlich denkend — herauslesen, daß das Werk ein schwer zu ergründendes und schwer darzustellendes Objekt bildet. Auch Lert beherrscht es in- und auswendig; aber er stellt es intellektuell dar, er doziert es. Dadurch bringt er es zum Zerfall, er nimmt dem Werk die Einheit und die Größe. Das ist kein Zufall, keine einmalige Entgleisung, sondern es ist leider etwas Typisches. Dieses Typische verschwand beim Vortrag des Es-dur Klavierkonzerts von Beethoven. Frederik Lamond spielte es nicht nur (mit eherner Kraft und ehernem Willen) sondern er war auch der wirkliche Dirigent. Lert folgte ihm. Die Wiedergabe der romantischen Symphonie von Bruckner fand jubelnde Zustimmung. Man kann der Symphonie anders gegenüberstehen als Lert, man wird doch seine Auslegung bejahren können; denn sie enthielt das, was wir an den Brucknerinterpretationen in Breslau bisher meist vermißten: das Musikantische. Das Klangwunder entfaltete sich.

Mit ihrer zweiten Darbietung begab sich die „Junge Bühne“ auf viel gefährlicheres Gebiet als bei der ersten Vorstellung. Sie brachte nicht nur solche Stücke, die sich schon anderwärts bewährt haben, sondern zum Teil solche, die auf Widerstand gestoßen sind, deren Problematik die Beobachtenden und Beurteilenden immer in Bejahende und Verneinende scheiden wird. Aber sie wird nicht gleichgültig lassen. Gerade die scheidende Kraft der Problematik ist ihr Wesen und ihr Wert. Die „Junge Bühne“ ist auf dem richtigen Wege, wenn sie sich solchen Werken widmet. Sie darf weder dem Konflikt noch dem Risiko aus dem Wege gehen. Beim Publikum fand sie übrigens auch diesmal unwiderrspochene Zustimmung; wenigstens wurde der Widerspruch nicht laut. Daß sich wohlbegründete Meinungen dem Sinn und der Form der Neuheiten entgegenstellen, ist selbstverständlich.

„Der Mensch und seine Sehnsucht“ von Paul Claudel ist eine rein romantisch-symbolische Dichtung; repräsentiert also einen Typus, der dem sachlichen Gestaltungsprinzip unserer Zeit direkt entgegensteht. Dazu kommt die impressionistische Musik von Darius Milhaud, an deren Art und Struktur man zunächst nur das Auflösende und Negierende wahrnimmt. Und doch liegt gerade in diesem Werk mehr als Destruktives, sogar mehr als bloßer Formwille ohne Formvollendung. Dieses Stück liegt der aufbauenden Gesinnung näher als der auflösenden, liegt Schönberg näher als Debussy. Man müßte es mehrmals hören, und es müßte mehrmals gespielt werden. Die darstellenden Musiker und Tänzer würden dann noch mehr vom Material und von gewohnten Darstellungsformen loskommen. Die Auffassung der Musik durch Schmidt-Belden ist fraglos die richtige, doch spielte

das Orchester noch zu plastisch, zu wenig flächig, zu wenig schwebend. Das Ballet hielt sich im allgemeinen von der typischen Tanzgeste fern; doch müßte hier etwas Absolutes erreicht werden. Und Valerie Kratina wird es erreichen, durch derartige Aufgaben eher als durch die weniger abwandelbaren Themen des Opernballetts.

Der Schiffersche Sketsch „Hin und zurück“ Musik von Hindemith, ist nicht mehr als eine ulkige Bagatelle, ein Einfall fürs Kabarett; aber auch das Kabarett braucht keine Bagatelle zu sein. Der Sketsch amüsiert für eine Viertelstunde, er würde noch mehr amüsieren, wenn Felix Klees Regie mehr auf die mechanische Idee der Sache eingegangen wäre. Anlehnung an den Stil des Marionettentheaters hätte den Witz schärfer herausgestellt.

Die parodistische Burleske „Schwergewicht“ von Krenek nimmt sich mehr vor, als sie zu geben imstande ist. Sie will die Verherrlichung des Sportstars lächerlich machen. Den Argumenten fehlt zwar nicht die Logik, dem Vortrag aber doch die Schärfe und damit die Durchschlagskraft. Das Fehlende muß die Bühne hinzutun, was der von Hubert Franz geleiteten, witzig pointierten Aufführung auch gelang.

Das Tanzspiel: „Das Baby in der Bar“ von Bela Balasz besitzt eine famose Sketschidee; d. h. eigentlich nur eine famose Variation des uralten Themas: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme“. Das von der schnapsergebenen Dirne in der Bar niedergelegte Baby wächst sich ebenfalls zum schnäpseenden Vamp aus. Außerdem ist das Baby eine Tanzrolle von wirklich neuartigem Gepräge, eine Prachtpartie für eine Tänzerin von der originellen schöpferischen Begabung der Kratina. Die Musik von Wilhelm Groß steht, was Phantasie, Schwung, Akzent und Farbigkeit anlangen weit höher als die von Krenek für den Schwergewichtler geschriebene.

Viel Sorgfalt ist auf die Bühnenbilder gelegt worden. Der Zettel nannte zwei Autoren. Die Bilder von Emmy Ferand (Wien) zeigten eine der Musik entsprechende Farbigkeit, klare Gliederung und szenische Zweckmäßigkeit. Der letztgenannten Forderung entsprach auch das Bild Julius Hahlos (Frankfurt a. M.). Mehr war in diesem Hin- und Zurückfalle nicht zu verlangen. Für weitere Aufführungen der „Jungen Bühne“ seien aber der Intendanz die jungen Bildner Schlesiens empfohlen.

Dankbar anzuerkennen ist der Ernst, mit dem sich die Künstler des Stadttheaters (die Damen Book, Guszalez-wicz, Kaltner, Meyer, Kappama, Trapp, Fulde, Both, Hahn, Feige Goltermann, Toeplitz und die Herren Rudow, Singer, Oevregaard, Heyer, Wilhelmi, Hiller, Strelitz, Wayne, Kern, Zeiller) der Sache annahmen. Kapellmeister Schmidt-Belden fand sich in den verschiedenen Stilarten der Musik vortrefflich zurecht.

Rudolf Bilke.

# Bildende Kunst

## Ausstellung der Freien Künstlervereinigung, Breslau

In den unteren und oberen Räumen des ehemaligen Generalkommandos hat die Freie Künstlervereinigung Breslau eine Ausstellung zusammengestellt. Man findet dort, sorgfältig gehangen, die Hauptvertreter dieser Künstlergruppe: die Maler Beuthner, Hartmann, Werner Fechner, Friese, Wasner, Thielmann, Bothe, Überrück, Ertelt, Tüpke und Frau Tüpke-Grande, Erna Bäuerlin, die Gräfin Matuschka, Reisch, die Bildhauer Hilger und Schmergalsky, die Metallarbeiten von Schöder. Unangenehm sind von allen diesen Werken nur die Bilder von Reisch — zumal sie gleich in größerer Zahl auftreten — denn hier wird eine symbolische Gedankenwelt, die von theosophischen Ideen genährt ist, in nebulosen Bildern gezeigt, die uns ganz und gar nicht zu entrücken vermögen. Die übrigen Künstler bleiben auf dem Boden der Wirklichkeit stehen, und darin besteht gerade die Signatur dieser Künstlergruppe, daß ihre meisten Vertreter einem treu beobachtenden Realismus anhängen. Einem Realismus, wie er in den letzten Jahrzehnten durch neuauftretende Richtungen in den Hintergrund gerückt worden ist; durch einen Expressionismus, der die Natur zur Steigerung des gefühlsmäßigen Ausdrucks veränderte; durch eine abstrakte Kunst, die ganz — oder fast ganz — ohne Natur ihre Formen und Farben zu Kompositionen zusammenband; durch eine „Neue Sachlichkeit“ endlich, die sich die Natur von neuem eroberte, aber sie in einer strengeren, gesetzmäßigeren, zeichnerischeren Form wiedergab, als der alte, mehr malerische Realismus der Vergangenheit.

Immer wieder, wenn man Bilder solch einer älteren Richtung sieht, legt man sich die Frage ihrer Wirkung und ihres Wertes vor. Nun ist es doch gewiß so, daß ein gutes Bild ganz unabhängig von seiner Richtung gut ist; das ist ja gerade der Vorzug der Kunst vor der Technik, daß es hier keinen eigentlichen Fortschritt gibt, sondern daß in jedem Kunstwerk zu jeder Zeit die Vollkommenheit erreicht werden kann. Aber andererseits ist doch auch dies zu beachten, daß man sich Bildern, die aus dem Ideenkreis der Gegenwart geschöpft sind, von vornherein leichter und williger erschließt, als solchen, die ihr fernbleiben. Kunstwerke, die in der Gegenwart stehen, kräftigen uns in dieser gegenwärtigen Position, steigern unser Lebensgefühl; wir sehen sie also nicht nur als Kunstwerke an, sondern als Dokumente der Zeit und sind darum leicht geneigt, sie in ihrem Werte zu überschätzen.

Sehen wir aber Bilder einer älteren Stilrichtung, so fällt diese leidenschaftliche Teilnahme fort. Wir werden jetzt objektiver, fragen unerbittlicher nach der Leistung. Dabei kommen nun die ausgezeichneten Bilder vor-

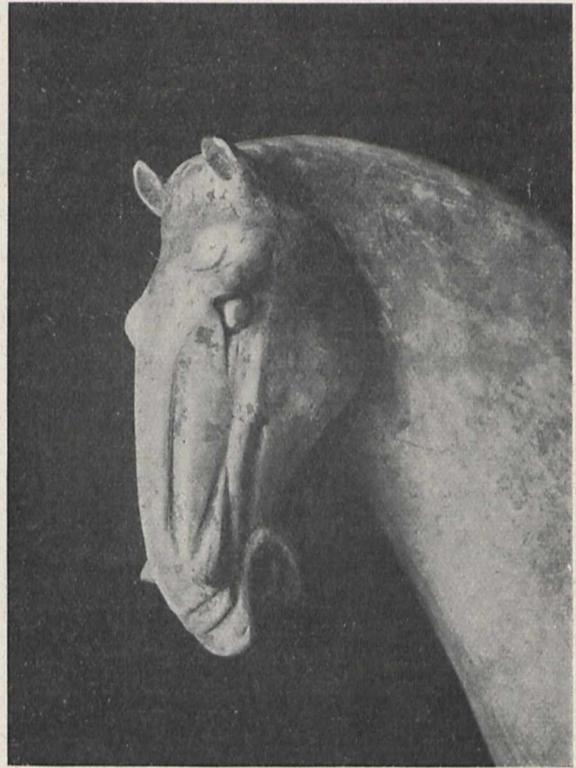
züglich fort; wir lernen sie jetzt erst von den mittelmäßigen scheidend und in ihrer ganzen Stärke erkennen. Die weniger großen Leistungen hingegen haben nun einen umso schwereren Stand. Wir haben ihnen gegenüber gar keine Vorurteile, weder im günstigen noch im ungünstigen Sinne, und das heißt zugleich, daß wir unsere Urteile strenger fällen.

In solchen Gedankengängen bewegt man sich leicht, wenn man diese Ausstellung durchschreitet. Von den Künstlern sind eine ganze Anzahl im Besitz eines soliden Könnens, und man konstatiert auch hier wieder einmal die besondere schlesische Eigenschaft der Ehrlichkeit, des Fleißes, der handwerklichen Gesinnung, die es sich nicht leicht macht, nicht bluffen will, sondern ihre Aufgabe mit allem Ernste erfaßt. Ich will auch nicht bestreiten, daß einige Werke eben um dieser Tüchtigkeit willen sehr sympathisch berühren: das Bananenstilleben und der Einsame Strand von Beuthner, der Stille Winkel von Friese, die Waldwiese von Tüpke, die Tierzeichnungen von Überrück und Frau Tüpke-Grande, der Lesende Mann von Bothe, die Porträts und Stilleben von Fechner, das Zitronenstilleben von Ertelt, die Holzschnitte von Zimmermann, die Aktzeichnungen von Wasner, die Porträtköpfe von Schmergalski, um nur einige Namen und Werke herauszugreifen. Gleich im ersten Saale hat man noch den besonderen Eindruck eines jungen Sudetendeutschen, der zum ersten Male in Breslau ausstellt: des Jos. Eberh. Karger, dessen Bilder, der Neuen Sachlichkeit nahe, durch einen gewissen weichen Gefühlsausdruck für sich einnehmen. Sein Porträt Ilse Wolf ist eine vorzügliche Leistung.

Gewiß würden diese Künstler uns heute stärker zu packen verstehen, wenn sie sich entschiedener mit der Gegenwart auseinandersetzen würden, wenn sie, wie ich das schon im vorigen Hefte ausgesprochen habe, stärker in den Kreis des augenblicklichen Geschehens träten. Das bedeutet keineswegs eine Zumutung an den Charakter des Künstlers, sich einfach aus Berechnung heraus ein modernes Mäntelchen umzuhängen; nein, so billig gibt die Zeit ihre Geheimnisse nicht preis. Es will nur dieses besagen, daß der Künstler, mag er auch in der alten Richtung beharren, immer wieder sehen soll, was die Gegenwart schafft, was sie will, was sie denkt und was sie träumt. Wenn er sich so in den Stromkreis des augenblicklichen Lebens eingeschaltet hat — und welcher wirklich lebendig bleibende Mensch täte das nicht? — so nehmen seine Werke ganz von selbst etwas von der Färbung der Zeit an, und die Zeit schenkt dem Künstler dafür eine ewige Jugend und Frische.

*Franz Landsberger.*

**Pferdekopf von einer Grabbeigabe  
aus unglasiertem Ton. Um 800 nach Chr.**



**Aus der China-  
Ausstellung des Breslauer Kunstgewerbemuseums**

**Chinesische Kunst im Breslauer Kunstgewerbe-Museum**

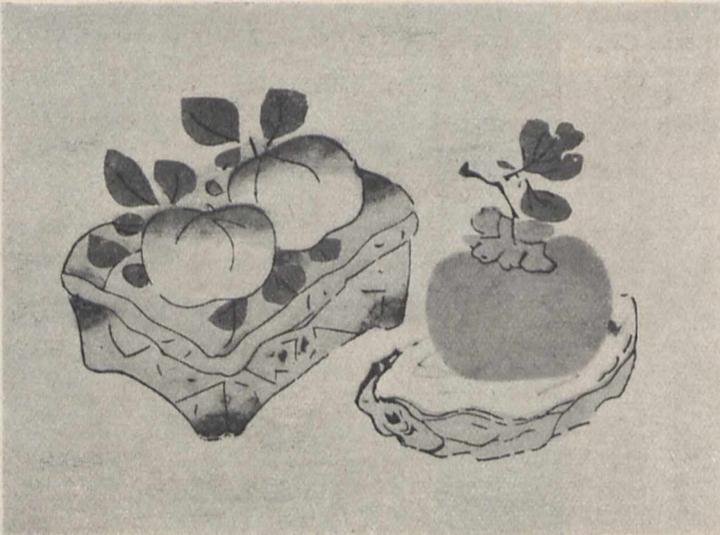
In den Jahren nach dem Kriege wandte sich das Interesse der Sammler ostasiatischer Kunst fast ausschließlich der chinesischen zu. Die dekorative, lebenswürdige Kunst Japans, der sich die Sammler- und Künstlergeneration um 1900 verbunden fühlte, trat fast völlig zurück hinter der sakralen, ernsten Kunst Chinas. Auch Breslaus öffentliche und private Sammlungen machten diesen Wandel mit. So steht seit einigen Jahren im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer als Leihgabe Hermann Arlts eine Vitrine, in der insbesondere die Frühzeiten chinesischer Kunst von der Han- bis zur Tangdynastie (206 vor Chr. bis 906 nach Chr.) mit sehr guten keramischen Stücken vertreten sind. Dadurch fand das Gebiet der ostasiatischen Kunst, das bisher durch die während des Krieges erfolgte Schenkung der Sammlung V. Zuckerkanndl mit ihren guten Lackarbeiten im japanischen Kunstgewerbe sein Zentrum hatte (auch die kleine Sammlung ostasiatischer Kunst im Neisser-Haus ist beachtlich), die willkommene Ergänzung. Doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Museumsleitung neben den Ankäufen japanischen Kunstgewerbes (Schwertstichblätter, Keramik, Holzschnitte) auf den großen Pariser Auktionen der Vorkriegszeit schon 1914 eine keramische Grabbeigabe der Tangzeit: ein gesatteltes Pferd erwarb, das zu dem Besten dieser Art gehört. Dies geschah lange, bevor die große modische Belieb-

heit dieser so lebensnah geformten Stücke einsetzte. (Abb.)

Eine große Privatsammlung ostasiatischer Kunst hat sich in Breslau leider bisher nicht gebildet. In den Sammlungen Moll, Perlhöfner, Gallinek ist China zwar qualitativ vertreten, aber doch nur nebenbei gesammelt worden. Das Kunstkabinett Arlt bietet neben dem Kunstgewerbe-Museum allein diesen Kunstzweig geschlossen dar. Das Kunstgewerbe-Museum hat es nun unternommen, in dem neu hergerichteten Lichthof die wertvollsten Stücke aus den genannten Sammlungen, vor allem aus der Sammlung Arlt, mit seinen eignen Erwerbungen zu einer sehr eindrucksvollen Ausstellung „Chinesischer Kunst“ zu vereinigen.

Besonders hervorzuheben ist unter den ausgestellten Stücken der Steinkopf eines Bodhisattva aus den buddhistischen Höhlen-Tempeln von Yün-kang 2. H. 5. Jhdt. n. Chr., wie er ganz ähnlich auf der Ausstellung chinesischer Kunst in der Berliner Akademie zu sehen war (Katalog Nr. 238 aus der Sammlung H. Ginsberg-Berlin). Im übrigen gehört die große figurale Plastik der Sammlung in Holz vor allem in Eisenguß schon der Sung- und Ming-Zeit (979—1644) an, deren Kunst an der Monumentalität der Frühzeit gemessen doch schon ein wenig dekadent wirkt. Erwähnenswert sind aus dem Ende derselben Kunstperiode zwei überlebensgroße

## Mandarinen und Persimonen Farbdruck d. 18. Jahrhunderts



Aus der China-Ausstellung des  
Breslauer Kunstgewerbemuseums

Fayence-Fabeltiere, Meisterwerke der Glasur. Die Grabkeramik aller Perioden ist gleichfalls gut vertreten, ein besonderes Paradestück ist ein schreiendes Kamel, braun glasiert, aus dem 9. Jahrhundert. Die Gefäßkeramik hat in der Sung-Zeit ihren Höhepunkt (979—1279). Bei Artl findet man fast alle Typen dieses Steinzeugs, das hauchdünne cremefarbene Ting-yao mit sparsamem meist eingegrabenen Pflanzendekor, das dunkle braun-blaue Chien-yao (Temmoku), das blauviolette Chün-yao, so bezeichnend „Clair de lune“ genannt, und das im aufgemalten, meist schokoladebraunen Dekor kraftvolle T'zu-chou-yao. Es braucht eigentlich nicht besonders erwähnt zu werden, daß die alte Lieblingsdomäne europäischer Sammler chinesischer Kunst: das Porzellan der Ming- und Yüan-Zeit mit guten Exemplaren vertreten ist, wie überhaupt der Interessent dieser technisch so meisterlich arbeitenden, so stoffverliebten Spätzeit in der Sammlung Artl auf allen ihren künstlerischen Betätigungsgebieten, also auch im Jade, Speckstein, Berkrytall, Seidenwirkerei und Stickerei, auf seine Kosten kommen wird. Derselben Zeit gehören die Gemälde auf Papier und Seide an, die noch übertroffen werden durch eine Folge von Farbdrucken der „Zehn bambushalle“ des Hu Yüeh-Tsung (erste Auflage Nanking 1627) mit Pflanzen, Früchten, Steinen und Vögeln, die, obwohl nur Lehrbuchbeispiele, mit

das Zarteste an Naturbeobachtung und künstlerischer Deutung geben, was im Bereich später chinesischer Kunst denkbar ist (Abb.).

Ein weiterer Raum des Museums ist für die kulturhistorische Abteilung der China-Ausstellung freigegeben worden, darin wird vor allem der Einfluß der chinesischen Kunst auf die europäische abgehandelt. Gotik und Rokoko erweisen sich auf Grund einer inneren Verwandtschaft aufnahmebereit für die Motive, das bewegte Dekorationsprinzip und die zarte Farbigekeit der chinesischen Kunst. Im 17. und 18. Jahrhundert ist in der Textilkunst, in den Fayencen, dem Porzellan, den Möbeln usw. der Einfluß Chinas besonders stark zu bemerken. Das wird an guten Stücken aus dem Besitz des Museums gezeigt.

Eine besondere Wand gilt Breslaus erstem China-sammler, dem Oberbürgermeister Johann Siegismund von Haunold (1634—1711), der weitab von den großen Kulturstraßen sehr früh das „Kunstgewerbe“ der Ming-Zeit (1368—1644), chinesische Stickereien, figürliche Szenen aus Speckstein sowie schöne mit Kupferstichen geschmückte Reisewerke über China (Leihgaben der Breslauer Stadtbibliothek) gesammelt hat. Wir wünschen seinem Beispiel in unserer Zeit eine reiche Nachfolge.

*Ernst Scheyer.*

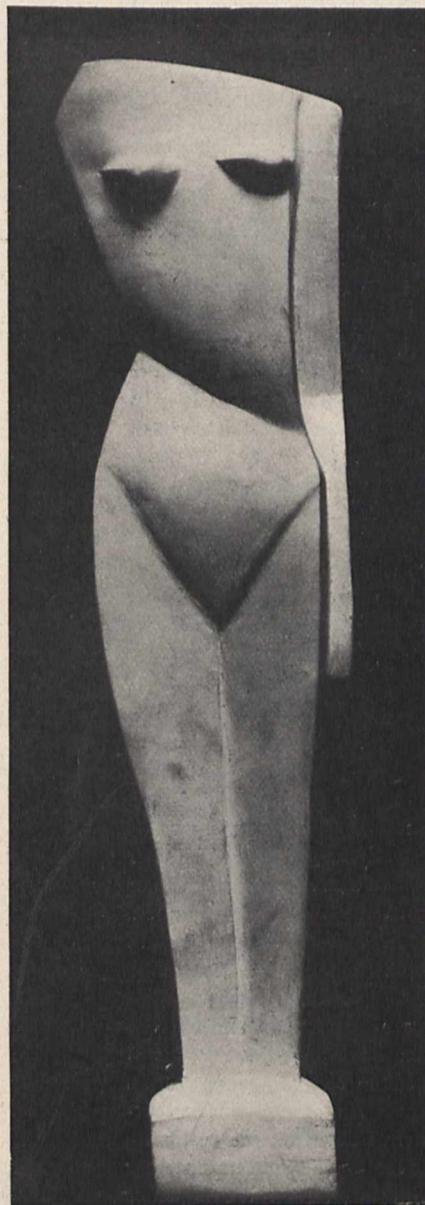
### Oskar Schlemmer und Margarete Moll

Kollektivausstellung in der Galerie A. Flechtheim in Berlin

Oskar Schlemmer ist der Maler des menschlichen Körpers. Geradlinig, zielbewußt und immer konsequent verfolgt er sein Ziel. Der menschliche Körper ist sein einziges Thema; aber bei diesem einen Thema gibt es so zahlreiche, so differente Variationen, wie kaum bei

einem zweiten Künstler, selbst bei vielseitigster Themenstellung. Den großen Plastikern der Antike vergleichbar, läßt er immer wieder und ausschließlich das Ideal „Menschenkörper“ erstehen. Er hat es im einzelnen dargestellt, variiert in Haltung, Format und Detail,

**Breslauer Künstler  
in der Galerie Alfred  
Flechtheim, Berlin**



**Margarete Moll: Frauentorso  
Papiermaché, versilbert**



**Oskar Schlemmer:  
Drei Figuren 1928**

er hat mit Körpern Kompositionen geschaffen durch Zusammenfügen einzelner Figuren und verschiedener Figurengruppen. Kompositionen, die anwachsen zu edelster Flächenaufteilung auch des größten Formats. Immer anmutig, immer lebhaft, selbst bei stärkster Stilisierung. Bei diesen Werken ist die Farbe vollendet gemeistert. Nie wirkt die reiche variable Palette langweilig, nie bunt. Bis ins letzte ist sie stets der Komposition untergeordnet. Selbst die gebrochensten Farben, ein mit Weiß durchsetztes Blau, ein halb gebrochenes Braun fügen sich ein in das sachlich gleichmäßige Auf und Ab der Konturen, in das Senkrecht und Wagerecht, in die Hauptzüge der Komposition. Delikate Vollendung und letzte Virtuosität zeigen die kleinen Einzelbilder wie „Kopf und Tasse“ (1923), zugleich eine in ihrer Einfachheit großartige Farbenkomposition, und der „Sitzende in Weiß“ (1929). Großartig wirklich die größeren Formate wie der schöne „Waldlauf“ (1930), die zarten, wohlgeordneten „Fünf Männer im Raum“ (1928) und so glänzende Leistungen moderner Flächenaufteilungen wie „Vorübergehender“ (1924) und „Eingang zum Stadion“ (1930).

Kein Wunder, daß der Meister solcher Kompositionen dazu berufen ist, eine neue Wandgestaltung zu begründen. Die Entwürfe zur Ausgestaltung großer Flächen sind daher ganz besonders interessant. Zum schönsten, das neue deutsche Kunst hervorgebracht hat, gehört der große Wandfriesentwurf für Haus M. in Berlin (1930). Auf zentrale Tiefenwirkung der Mittelachse hin sind edelgestaltete Körperkompositionen gruppiert. Zarte Farbflächen wägen ab und erhöhen. In erhabener Reihe ziehen die Entwürfe für die Wandbilder des Essener Folkwangmuseums auf. Der Auftrieb zweier Knabenrücken auf einer Wendeltreppe, diese durch eine geschwungene Linie vollkommen angedeutet. Drei schwebende Knaben mit gespreizten Armen. Wer hat das Schweben, wer den Auftrieb so überzeugend, und doch so einfach und formelhaft

dargestellt, wie man es hier sieht? Die Formel aber scheint eine ewige, endgültige zu sein. Überflüssig, alle einzelnen Entwürfe aufzuzählen. Sie entstammen verschiedenen Fassungen. Auch schwächere sind darunter. Manchmal hat die Farbe nicht die letzte Höhe des Zutreffens erreicht. Um so interessanter ist es, Teile aus den verschiedenen Gruppen zusammen zu sehen. Der Meister hat viel gearbeitet, sich viel gemüht, ehe die letzte Höhe erreicht war. Die Versuche aber erfreuen als lebendige Zeugen eines neuen Werdens.

Neben Schlemmers Werken sind Plastiken ausgestellt von Margarete Moll. Es sind Arbeiten von hohem künstlerischen Reiz, die mit Erfolg den neuen Weg starker Vereinfachung der Skulptur beschreiten. Meist sind es menschliche Figuren. Die Einzelteile des Körpers sind zu großen Flächen zusammengezogen. Diese stark stilisierende Reduktion führt zum Abwägen der glatten Flächen gegeneinander und zu weitgehender Betonung des Umrisses. Dadurch ergeben sich häufig reizvolle Schattenwirkungen. Manchmal zeigen sich Reminiszenzen, z. B. bei der „Kauernden“ an Barlach. Aber es sind Anregungen, die zu eigenem Stil verarbeitet sind.

Margarete Moll hat stets das Material — meist ist es Metall — gut gemeistert. Manche dieser feinen Arbeiten möchte man als Symbole des betreffenden Themas ansprechen. Wie vollendet ist das Lastende des Tragens bei der „Krugträgerin“ dargestellt. In edelster Stilisierung ist es gewissermaßen auf den letzten Nenner gebracht, ganz und gar nicht trocken wirkend. Besonders seien noch der starke Bewegungszug im „Tanz“ hervorgehoben, ferner der „junge Frauenkörper“, die „Anmutige“, „straffer Körper“ und „kleine Gruppe“, zwei Menschen in lebhafter Verbundenheit. Ganz besonders anmutig ist die „Frau, Fruchtschale tragend“. Außer den Plastiken ist noch eine Reihe interessanter Zeichnungen der Künstlerin zu sehen.

*Dr. Max Goering.*

## Sport

### Die deutschen Bobmeisterschaften in Schreiberhau

Über Nacht fiel Schreiberhau ein Geschenk in den Schoß: die deutschen Bobmeisterschaften. Sie sollten am 18. Januar auf dem Winterberg im Sauerland stattfinden, aber Schneemangel erzwang die Verlegung ins Riesengebirge. Es bestätigte sich wieder einmal, daß von allen deutschen Gebirgen das Riesengebirge die beständigste Schneelage hat. Schreiberhau hatte Schnee im Überfluß, die Bahn war in ausgezeichnete Verfassung. Bei dieser Gelegenheit ergaben sich für die Beurteilung der Schreiberhauer Bobbahn allerlei wichtige Aufschlüsse.

Sie führt an der Zackelfallbaude vorbei. Nach einer Geraden im Wald ist die Bahn auf vier Fünfteln ihrer

Strecke vollkommen zu übersehen, ein ungewöhnlicher Vorteil für die Zuschauer. Fünf Kurven, mit raffinierter Technik angelegt, sind von dem Bob zu überwinden. Ich schritt zu Fuß die 1500 Meter lange Bahn hinauf. Die Kurven sind senkrechte Eiswände. Die Schweizer Kurve ist sogar nach innen überhöht. Es erscheint unwahrscheinlich, wenn man diese spiegelblanken, fünf Meter hohen Wände hinaufblickt, daß ein Bob mit einer Belastung von vier Mann sich wagerecht durch diese Kurven bewegen kann. Als eine geradezu teuflische Schlinge erscheint dem Fußgänger die berühmte S-Kurve: zwei kurze, steile Halbkreise sind unmittelbar aneinandergefügt. Was für ein schwindelerregendes

Gefühl muß es sein, mit 70 Kilometer Geschwindigkeit hier durchzusausen! Das letzte Stück im Walde ist gerade und mittelsteil wie eine behagliche Rodelbahn. Am Start setzt man mir einen Sturzhelm auf und plazierte mich als dritten Mann auf den Viererbob. Mit beiden Händen recht festhalten! ruft man mir zu. Wir gleiten los, die Fahrt wird schneller, die Bäume beginnen zu fliegen. Bei der Ausfahrt aus dem Walde ein flüchtiger Blick auf den weiten Hang unter uns, auf das Schreiberhauer Tal, die schneebedeckten Wälder, den Hochstein, nur eine Sekunde, dann kann man nur noch auf die Kurven achten und sein Körpergewicht verlegen. Die Waldkurve wird schnell genommen, rasende Fahrt durch die Gerade, und nun kommt das S! Mit spielender Leichtigkeit rattert der Stahlbob um die Eiswände herum, ohne jede Erschütterung, als müßte es so sein, es kommt einem die wagerechte Lage nicht zu Bewußtsein. Mit gleicher Sicherheit nehmen wir die nächsten drei Kurven und landen am Ziel, im Wald unter der Zackelfallbaude. Ein herrlicher Genuß, blitzschnelles Einfangen des Naturgenusses, des Wagnisses, der Beherrschung durch die Technik!

Die Bahn ist 1924 erbaut worden und macht dem Erbauer und dem Ort Schreiberhau alle Ehre. Der Vorsitzende des Deutschen Bobverbandes war so begeistert von der Bahn, daß er den Vorsitzenden des Weltverbandes in Paris zu einer Besichtigung einlud. Der Erbauer, Herr Zentzytzky vom Bobklub Schreiber-

hau, ist durch die S-Kurve der Schreiberhauer Bahn berühmt geworden. Man lud ihn im vorigen Jahre nach Amerika ein, wo er in Lake Placid die Bahn für die olympischen Spiele 1931 angelegt hat.

Die Meisterschaften brachten für die schlesischen Farben einen großen Erfolg. Der Breslauer Motorradfahrer Werner Huth, der im vorigen Jahre Zweiter in der deutschen Straßenmeisterschaft wurde und das große Avusrennen gewann, hatte ein wenig auf der Bahn trainiert. Er setzte sich einen Zweierbob als Bremser auf seinen Zweierbob und gewann die Meisterschaft gegen die langerprobten Fahrer um den Bruchteil von Sekunden. Ein Sieg des Mutes und der Kaltblütigkeit! In der Vierermeisterschaft dagegen siegte der Bob der Oberbayern. Der Hauptverband der deutschen Wintersportvereine in der Tschechoslowakei entsandte ebenfalls eine Mannschaft zur Bekräftigung des eben abgeschlossenen Kartellvertrages mit dem schlesischen Verbands, der eine weitere Annäherung zwischen den deutschen und böhmischen Wintersportlern bringen wird. Auch die schlesische Skimeisterschaft in Liebau steht bereits im Zeichen dieser Zusammenarbeit, und die Skimeisterschaft des deutsch-böhmischen Verbandes in Johannisbad soll, mit Genehmigung des Prager Senders, durch den Breslauer Sprecher auf die schlesischen Sender übertragen werden. So schlägt der Wintersport immer festere Bande zwischen den schlesischen und böhmischen Sudetendeutschen.

F. Wenzel.

## Schlesischer Wirtschaftsspiegel

### Politik und Wirtschaft im Grenzgebiet

Die im Januarheft angeschnittenen und damals noch einer Lösung harrenden Fragen der Sanierung und Umstellung der Fürstlich Plessischen Betriebe in Niederschlesien und des Schicksals der Wenzeslaus-Grube bei Neurode haben inzwischen wenigstens teilweise eine Erledigung erfahren. Sie wurde angeregt und beschleunigt durch einen Eingriff der öffentlichen Hand, nämlich des Reiches und Preußens. Die Wenzeslaus-Grube, die bisher der Elektrizitätswerk Schlesien bzw. dem Gesfürel-Konzern gehörte, wird jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach doch, nachdem vorher sehr starke Bedenken bestanden, von Reich und Preußen mit ihren hypothekarischen Belastungen übernommen werden. Die Frage, was mit dem Betrieb geschehen soll, ist noch nicht ganz gelöst. Entweder muß man, um die Grube rentabel arbeiten zu lassen, eine neue Sohle erschließen und dafür etwa 3 1/2 Millionen aufwenden oder man muß — führt man den Betrieb in der gegenwärtigen Form weiter — sich auf eine jährliche Zubuß von 600 000 RM. gefaßt machen. Nach den Berechnungen der Zentralstellen hofft man, diesen Zuschuß vorläufig nur auf drei Jahre einsetzen zu müssen und in dieser Zeit die Umsiedlung der rund

2500 bergbaulichen Facharbeiter durchführen zu können. Was allerdings mit den zahlreichen Arbeitskräften der Nebenbetriebe und mit den Angestellten geschehen soll, ist dabei noch nicht klar. Außerdem bleibt zu berücksichtigen, daß die Wenzeslaus-Grube ja bereits etwa 1000 Arbeiter entlassen hat, die gegenwärtig der öffentlichen Fürsorge anheimgefallen sind. Immerhin übernehmen Reich und Staat die Verantwortung. Sie ist bestimmt nicht leicht zu tragen; aber nachdem man einmal dieses neuartige Experiment begonnen hat, muß man es nun auch unbedingt bis zu einem glücklichen Ende führen.

Preußen und das Reich haben bei Pleß zu je 50 Prozent eine Bürgschaft für einen auf die Waldenburger Gruben gewährten Bankenkredit von 2 Millionen gegeben. Außerdem ist das Bad Salzbrunn in eine besondere Gesellschaft eingebracht worden, die mit rund 3,3 Millionen beliehen worden ist, wovon 1,3 Millionen wiederum das Reich und Preußen übernommen haben. Es sind auf diese Weise dem Pleß-Konzern zunächst 5,3 Millionen RM. flüssige Mittel zur Verfügung gestellt worden, und er kann, zumal ihm die Gläubiger bis Ende März ein Moratorium gewährt haben, in gewissem Umfang

seinen laufenden, nicht konsolidierten Verpflichtungen, die etwa 20 Millionen Reichsmark betragen, nachkommen. Die weitere Sanierung hängt zum Teil von dem Schicksal des neuen großen Stickstoffwerkes in Waldenburg ab, für dessen Quote neuerdings, wie man annimmt, die I. G. Farben-Industrie im Falle der Erneuerung des internationalen Stickstoffpaktes Interesse zeigt.

Für den Gesamtbesitz des Fürsten Pleß wird das Schicksal der bei Abfassung dieses Berichts vom Völkerbundrat noch nicht behandelten Petition über die polnischen Steuerforderungen gegen die Plessische Verwaltung in Kattowitz recht wichtig sein. Ohne Zweifel hat die Art, wie seitens der polnisch-oberschlesischen Finanzbehörden gegen Pleß seit Anfang 1929 vorgegangen wurde, die Kreditsicherheit des Konzerns und seine Liquidität stark beeinträchtigt. Innerhalb weniger Monate wurden auf Grund von Steuerbescheiden, die man aus den letzten fünf Jahren zusammenfaßte, von Pleß nicht weniger als 16 Millionen Zloty Steuern verlangt und für sie kein Stundung bewilligt. Die Gegenrechnung von Pleß sah nur einen Steuerbetrag von 1,8 Millionen Zloty vor. Es erfolgten Bescheiden beim Warschauer Finanzministerium, Gutachten ausländischer Sachverständiger. Die Lokalbehörden ließen aber nicht locker, nahmen umfangreiche Pfändungen vor und erzielten schließlich mit diesen Zwangsmaßnahmen 5,7 Millionen von Pleß. Prinz Pleß hat daraufhin den außergewöhnlichen Weg einer direkten Völkerbundsbeschwerde auf Grund des Genfer Abkommens für Oberschlesien eingeschlagen, und es scheint, daß er zumindestens einen moralischen Erfolg davonträgt, von dem aber in diesem Augenblick noch nicht gesagt werden kann, ob er auch reale Auswirkungen im Sinne einer Zurücknahme der kredit-schädigenden Maßnahmen durch die polnischen Behörden und einer Streichung offenbar außerordentlich übertriebener Steuerforderungen haben wird.

Es ist nicht zu leugnen, daß sehr vieles für die Richtigkeit der Feststellung des Prinzen Pleß spricht, daß diese wirtschaftlichen Zwangsmaßnahmen in engstem Zusammenhang mit dem Kampfe für und gegen die deutsche Minderheit in Polnisch-Oberschlesien stehen. Prinz Pleß ist Präsident des Deutschen Volksbundes zur Wahrung der Minderheitsrechte. Seine Verwaltung gehört zu den wenigen in Polnisch-Oberschlesien, die nicht dem Druck der Behörden, das deutsche Element aus den maßgebenden Stellungen in den Betrieben zu entfernen, nachgegeben haben. Seit vielen Jahren haben die Polen ihre Aktion gegen die Minderheit in weitestem Maße durch wirtschaftliche Kampfmaßnahmen unterstützt. In Erinnerung sind noch die ausführlichen Vereinbarungen, die mit den Vertretern der Harriman- und Anaconda-Gruppe über die zukünftige Personalpolitik in den polnisch-oberschlesischen Giesche-Betrieben getroffen wurden, nachdem die Breslauer Bergwerksgesellschaft

Georg von Giesches Erben ihren Besitz den Amerikanern überließ. Bekannt sind ebenso die Vereinbarungen, die man nach der amerikanischen Einflußnahme auf den neu zusammengeschlossenen Konzern Königs- und Laurahütte, Bismarckhütte und Kattowitzer A. G. für Bergbau und Hüttenbetrieb in der gleichen Richtung schloß. Zum Teil sind den Verwaltungen als Entgelt Vergünstigungen steuerlicher Art oder langfristige Lieferungsaufträge an Staatsunternehmen gewährt worden, zum Teil aber haben die Industrieverwaltungen ohne Unterschied der Nationalität ihrer ausschlaggebenden Leiter auch ohne die Gewährung solcher Vorteile sich den polnischen Wünschen gebeugt, mit dem manchmal trotz allem vergeblich angestrebten Ziel, sich mit den neuen Herren des Landes gut zu stellen.

Man hat im Reich diese Art der Entdeutschungspolitik der polnischen Seite sehr lange Zeit beinahe mit Stillschweigen übergangen. Oft schien es, als wollte man damit Rücksicht auf Industriegewaltige nehmen, deren im Inland betonte nationale Gesinnung mit ihren Taten jenseits der Grenze in einem sehr krassen Mißverhältnis stand. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß diese Form des Vorgehens, im ganzen und auf längere Sicht betrachtet, viel wirkungsvoller für die Ziele des polnischen Nationalismus und auch viel einschneidender für die doch überwiegend im Abhängigkeitsverhältnis von der Industrie befindlichen deutschen Minderheitsangehörigen gewesen ist, als selbst mehrere Wochen anhaltende Aktionen organisierten Terrors, über die vor dem Völkerbundrat jetzt so ausführlich verhandelt wurde.

Im Zusammenhang mit solchen Entdeutschungsbestrebungen auf wirtschaftlicher Grundlage hat immerhin das Reich seiner Zeit mit Recht auf den Abschluß und die Ratifizierung des deutsch-polnischen Liquidationsabkommens so starken Wert gelegt. Denn nicht nur in der oberschlesischen Industrie, sondern in mindestens ebenso starkem Maße in den ländlichen Bezirken Posens und Westpreußens hat man versucht, im Wege der Bodenreform und der Einziehung von ehemals preußischen Siedlungsgütern die Abwanderung der deutschen Minderheit zu verstärken oder ihr jede Initiative zu eigener national-kultureller Betätigung zu nehmen. Man hat im Reich diese Zusammenhänge nur sehr langsam begreifen wollen, oft genug von der falschen Voraussetzung ausgehend, daß eine politische Isolierung des polnischen Nachbarn und seine diplomatische Bekämpfung um jeden Preis ein besseres Mittel zum Schutze der deutschen Interessen an der Ostgrenze sei, als auf Gegenseitigkeit beruhende Vereinbarungen über die Achtung der beiderseitigen Nationalitäten. Man hat dabei die eben an einigen Beispielen erläuterte Tatsache vergessen, daß unter den heutigen Wirtschaftsformen ein böswilliger Staat zum Schaden bestimmter wirtschaftlicher Interessenten — ob es sich nun um Großindustrielle, Arbeiter

oder Bauern handelt — sehr weitreichende Machtmittel in der Hand hat, gegen deren Anwendung man vom Ausland her zwar Einwendungen machen, aber keine auf die Dauer wirksame Maßnahmen treffen kann.

Auch der deutsch-polnische Handelsvertrag, dessen Erörterung jetzt wieder sehr akut geworden ist, kann und soll in gewissem Maße zur wirtschaftlichen Festigung des Deutschtums jenseits der Grenze dienen. Wenn ein regulärer Wirtschaftsaustausch zwischen den beiden Nachbarländern auf Grund des Handelsvertrages wieder aufgenommen wird, wenn der Verkehr wieder hin- und herfließt, wird die Minderheit schon psychisch die Isolierung, in der sie sich jetzt befindet, nicht mehr so schwer zu tragen haben. Die Summe der täglichen Ärgernisse auf beiden Seiten der deutsch-polnischen Grenze wird etwas geringer werden, und die Grenzbewohner hüben und drüben werden manche Erleichterung verspüren können. Aber das ist sicherlich allein nicht ausschlaggebend für einen Handelsvertragsabschluß, der Wirtschaftsinteressen des Reiches einschneidend berührt und von einem Teil des deutschen Ostens, nämlich soweit er rein landwirtschaftlich orientiert ist, mit großer Besorgnis aufgenommen wird. Aber da es feststeht, daß man nicht ad infinitum mit seinen unmittelbaren Nachbarn in einer Fehde leben kann, die auf beiden Seiten starke Beeinträchtigungen gebracht hat, ist es doch zumindestens sehr ernst zu überlegen, ob nicht der gegenwärtige Augenblick, in dem Polen den Handelsvertrag offenbar abschließen will, geeignet ist, den schon fast sechsjährigen Zollkrieg zu beenden. Es braucht nicht hier untersucht zu werden, aus welchen

politischen Gründen das Warschauer Kabinett den Handelsvertrag zwecks Ratifizierung dem Sejm gerade jetzt zugeleitet hat. Fest steht, daß Polen, durch die Weltwirtschaftskrise und seinen besonderen Kapitalmangel an sich schon geschwächt, infolge seiner heftigen zollpolitischen Differenzen mit der Tschechoslowakei und mit Österreich zur Zeit ganz besonderen Wert auf die Herstellung eines guten Verhältnisses mit Deutschland legen und deshalb auch manchen deutschen Wünschen Rechnung tragen muß. Nun ist es ja bekannt, daß der Handelsvertrag, wie er im Entwurf vor elf Monaten zustandekam, inzwischen durch Zollmaßnahmen sowohl der deutschen wie der polnischen Seite manche Beeinträchtigungen erlitten hat. Ein Teil der deutschen Agrarzollerhöhungen, wie insbesondere der Zoll auf Roggenkleie, hatten ausgesprochenen Kampfcharakter gegen Polen. Im Dezember wurden sie von der polnischen Seite mit eigenen Zollerhöhungen quittiert, um das durch die deutschen Zölle „gestörte Gleichgewicht“ wieder herzustellen. Es ist sehr zweifelhaft, ob es zweckmäßig wäre, vor einer gegenseitigen Ratifizierung des Handelsvertrages von deutscher Seite zu verlangen, daß die beiderseitigen Tarifpositionen, die seit März 1930 Erhöhungen erfahren haben, wieder aufeinander abgestimmt werden. Die Folge solchen Vorgehens würden sicherlich neue wieder recht endlose Auseinandersetzungen sein, die man zweckmäßigerweise bis nach dem wenigstens formellen Inkrafttreten des Handelsvertrages sich aufsparen sollte. Dann werden sie mit geringerer Erbitterung und mit größerer Aussicht auf gütliche Einigung schneller vorangehen. *Darge.*

## Die Marsrakete

Von unserem Faschings-Sonderberichterstatler Rudolf Hillebrand

Schon gegen das Ende des vorigen Jahres fing ein Radio-Amateur in Berlin-Lichterfelde rätselhafte Morsezeichen auf. Die Entzifferung ergab folgenden Wortlaut: „120 Mondtage ab Mars Richtung Erde unterwegs. Stop. Tipercaca.“ Darauf setzte sich der junge Bastler hin und schrieb an seinen Freund Fred Brown in Middletown (Connecticut U. S. A.) eine Postkarte: „Mich kannst Du nicht zum Affen machen! Gruß Fritz.“

Vierzehn Tage später entdeckte der Assistent des Einstein-Instituts im großen Teleskop einen neuen Weltkörper, den er für den in Erdnähe geratenen Planetoiden „Eros“ hielt. Er stürzte mit der Nachricht ins Kabinett des Chefs. Dieser zog gerade auf seine Stradivari eine Saite auf, stimmte klimpernd und sprach lakonisch: „Sagen Sie dem Kabierschke, er soll andermal die Linsen besser putzen!“

Zur selben Stunde saß die Vorkosthändlerin Kieslich an ihrem Rundfunk-Lautsprecher. Es war die „Stunde der Hausfrau“, und eine sanft flötende Stimme sprach aus der Membran: „... im Gegensatz hierzu brauchen Linsen nicht geputzt zu werden, es genügt, sie einzu-

weichen.“ Da fuhr plötzlich ein rauhes Männerorgan dazwischen: „Hal—Io! Tipercaca . . . Weltraumschiff Mars 163 . . . an Bord alles wohl!“ Frau Kieslich glaubte, der Großsender Mühlacker sei ihr in die Spiralantenne geraten, und begann am Kondensator zu drehen. Aber den gleichen Zwischenruf hatten Hunderte vernommen. Ein kommunistischer Abgeordneter, der schon einmal im Berliner Sender Unfug gestiftet hatte, konnte sein Alibi nachweisen: er hatte zur gleichen Zeit im Reichstagsrestaurant Rebhuhn mit Weinkraut gegessen.

Man zerbrach sich den Kopf. Sollte wirklich eine Marsrakete . . . ? Wieso jedoch sprachen die Insassen deutsch? Ein Professor der Philologie stellte die Theorie auf, die Marsbewohner hätten durch jahrelanges Abhören irdischer Rundfunksendungen unsere Sprache erlernt. Hieraus erkläre sich auch der Umstand, daß sie beim Reden so auffällig mit der Zunge anstießen. Bald gab es keinen Zweifel mehr. In den Berliner Zeitungen stand unter fetten Schlagzeilen zu lesen: „Marsrakete nach Deutschland unterwegs! Die Stern-

warte hat auf Grund von Fernrohr-Aufnahmen die Flugbahn berechnet. Demnach ist die Landung ungefähr am 17. Februar in oder bei Breslau zu erwarten. (Breslau ist eine kleine Grenzstadt im Osten und gehört in seinem mittleren Teile zu Preußen, im Norden zu Polen, im Süden zur Tschechoslowakei. Anmerk. der Berliner Red.)“

Professor Piccard faßte sofort den Entschluß, dem Marsschiff in die Stratosphäre entgegenzufliegen, und ließ sich zunächst einmal mit einem kissengefüllten Korbe auf dem Kopf photographieren. Professor Oberth hingegen erklärte das Ganze für einen neuen Reklametricke der Filmindustrie, was ihn jedoch nicht hinderte, an einer leichten Gelbsucht zu erkranken. Wichtiger nahm die Sache der Breslauer Polizeipräsident. Er erließ einen Ukas, in dem es hieß: „Die Zufahrt der Autos zum Gandauer Flugplatz darf nur über Skarsine, Klein-Totschen, Oberglauche und Herrnpotsch erfolgen, die Abfahrt über Groß-Mochbern, Bettlern und Dürrgoy.“

Am Fastnachtsdienstag, dem vorberechneten Landungstages, umsäumten Hunderttausende das weite Flugfeld. Die Straßenbahn hatte eine kleine Stromstörung, und der Direktor brauchte sich daher um die Beförderung keine Sorgen zu machen. Die Funkreporter lösten sich am Mikro alle acht Stunden ab und ließen sich den Mund massieren. Am Nachmittag gingen sie aus Mangel an Stoff dazu über, den Hörern den siebenten Band des „Großen Brockhaus“ vorzulesen. In der Dämmerung begann eine Mischung aus Schnee und Regen zu fallen. Die enttäuschte Menge wollte die Kassen stürmen. Aber diese waren bereits abgefahren. Und am nächsten Morgen las man folgendes in der Zeitung: „In der vergangenen Nacht wurden die Anwohner von Althofnaß durch ein erdbebenartiges Getöse unsanft aus dem Schlafe geweckt. Die Marsrakete hat anscheinend ihr Ziel verfehlt und sich beim Überlaufpolder F etwa zwölf Meter tief in die Erde gebohrt. Leider ging es dabei nicht ohne Unfall ab. Die schwarzweiß gefleckte Kuh des Stellenbesitzers Kiesewetter wurde durch umherfliegende Steine getötet. Der Vorfall ist umso tragischer, als das Tier dicht vor dem Kalben stand und Herrn Kiesewetter erst vor sechs Wochen auch seine Frau gestorben ist.“

Ein Wettrennen nach Althofnaß setzte ein. Schon von weitem hörte man die immer noch arbeitenden Maschinen puffen und heulen. Puffen und Heulen herrschte auch unter den Zuschauern, denn die Polizei hatte den Krater bereits abgesperrt und ließ nur die Journalisten und die Vertreter der Behörden passieren.

Das Weltraumschiff hatte ungefähr die Größe eines Unterseebootes und stak zur Hälfte in der Erde. Es bestand aus einem hierorts nicht bekannten, glänzend schwarzen Material und hatte statt der Fenster nur ganz schmale Schlitz. Am hinteren Ende befand sich eine enge, kreisrunde Ausgangsluke, die jedoch fest verschlossen war.

Die Motoren waren plötzlich verstummt, und in atemloser Spannung bekamen die bezyliinderten Herren kalte Füße. Der Polizeipräsident winkte einem Schupo, er solle einmal anklopfen. Aber kaum hatte dieser die Schiffswand berührt, da zuckte er aufschreiend zurück: sie war glühend heiß! Sanitäter legten ihm einen Notverband an.

Endlich hob sich lautlos der geheimnisvolle Deckel und ein seltsames Wesen kroch, an die Schwerkraft der Erde nicht gewöhnt, auf allen Vieren heraus. „Aber der hat ja einen Wasserkopf!“ hörte man eine Dame rufen. In der Tat: der Marsmensch trug auf kleinem spindeldürren Körper einen riesigen, völlig kahlen Schädel. Bekleidet war er mit einem üppigen Pelz, den die Frau eines Reporters sachverständig für eine Kreuzung aus onduliertem abessinischen Löwen und brasilianischer Felsentaube erklärte. Der ersten Gestalt folgten noch fünf weitere, die ihr glichen wie ein Ei dem anderen.

Ein unbeschreiblicher, nicht endenwollender Jubel brach los. Die Marsmenschen zuckten zusammen und wollten sich wieder verkriechen. Dann besannen sie sich wohl, daß dieses Geschrei vielleicht die auf der Erde übliche Begrüßungsformel sei, und begannen auch ihrerseits kräftig zu brüllen, wobei sie wie Affen herumhüpften.

Der Vertreter der obersten Behörden gebot mit einer Handbewegung Schweigen, betrat ein improvisiertes Podium und hielt folgende Ansprache:

„Meine Herren! Ich habe die Ehre, Sie auf unserer alten Mutter Erde auf das herzlichste zu begrüßen. Nachdem unsere Vaterstadt erst vor einigen Jahren zu ihrem Leidwesen den Besuch des Königs Amannulach schmerzlich entbehren mußte, ist es uns jetzt eine besondere Freude, Sie gerade auf schlesischem Boden empfangen zu können. Seien Sie versichert, daß Schlesien immer bemüht bleiben wird, die guten und freundschaftlichen Beziehungen zu den Nachbarplaneten zu hegen und zu pflegen!“

Mr. Tipercaca antwortete nur kurz und, wie es den Beteiligten schien, etwas kühl. Dann wurde er mit seinen Kollegen zu einer ganz neuen 100-PS.-Mercedeslimousine mit Schwingachse und Kompressor geleitet, ließ sich jedoch erst nach langem Zureden bewegen, in diesem primitiven Vehikel Platz zu nehmen. Die Fahrt ging zum Rathaus, wo der Bürgermeister, von zwei Staatskommissaren an der Leine gehalten, eine halblaute Rede vorlas.

Das Festbankett im Remter verlief harmonisch. Nur fielen die Gäste dadurch auf, daß sie vom Souper lediglich die Suppe aßen, in die sie einige Pillen hineinwarfen. Dagegen verkostierten sie zum Schrecken des Kammerers Unmengen von Wein, ohne daß man ihnen die geringste Wirkung anmerkte.

Gegen Mitternacht hockte Mr. Tipercaca allein in seinem Hotelzimmer auf einer Fußbank vor dem Bette. Die Stühle waren ihm nämlich zu hoch. Auf seinen

spitzen Knien hielt er zwei Schriftstücke, die er, obwohl er sie schon eine halbe Stunde lang mit seinen eigroßen Augen anstarrte und seine ganzen Sprachkenntnisse zusammennahm, nicht verstand. Das erste Dokument lautete:

„Zollamt Breslau. Aktenzeichen 21536, 1931, gebrochen durch B. Herrn Tipercaca, Marsprofessor. — Sie haben in der Nacht vom 17. zum 18. cr., unter Umgehung der üblichen Grenzrevision, wie sie durch §§ 214—216 Absatz 2 des Zollgesetzes vom 3. Juni 1891 vorgeschrieben ist, mithin also auf Schleichwegen, gegen welche die einschlägigen Strafbestimmungen Anwendung finden könnten, von denen jedoch so lange Abstand genommen wird, als Sie binnen einer Frist von drei Tagen, beginnend mit dem 17. cr. 23 Uhr, die ordnungsmäßig ausgestellten Frachtbriefe dem hiesigen Zollamt, II. Stock, Zimmer 61, zur Gebühren-Errechnung einreichen, nach dem Zeugnis der Inspektoren Gründel und Schmidt IV eine Reihe von zollpflichtigen Gegenständen, unter denen sich auch einige mit lederartigem Stoff bezogene Möbelstücke, die als Luxusklubsessel anzusprechen sind, befinden, eingeführt, ohne sie nach dem hierfür zuständigen Tarif, in welchen die Wertklasse Ib, welche für Luxusgegenstände, die in Deutschland eingeführt werden, vorgesehen ist, einzusetzen ist, zu verzollen und werden daher, zur Vermeidung der einschlägigen Strafbestimmungen, sich binnen der obengenannten Frist im obengenannten Zimmer vor den obengenannten Zollamts-Oberinspektoren zur mündlichen Verhandlung in den Dienststunden von 8—12 mit dem ordnungsgemäß ausgestellten Visum eines deutschen Konsulats und mit Paß mit Lichtbild sowie sonstigen Ausweispapieren, einzufinden, hiermit aufgefordert. Gezeichnet: Grzebatzky. Beglaubigt: Kiersch.“

Das zweite Schriftstück war wesentlich einfacher. Es enthielt einen Strafbefehl der zuständigen Polizeibehörde über 6 Mark und 80 Pf. Porto, wofür im Nichtbeitreibungsfalle eine Haft von zwei Tagen tritt, wegen Überschreitung der zulässigen Höchstgeschwindigkeit mit einem Kraftfahrzeug.

Mr. Tipercaca spürte in seinem Riesenschädel eine ihm bis dahin unbekannte Hitze aufsteigen. In diesem Augenblick klopfte es. Mr. Tipercaca rief, in Unkenntnis der irdischen Bräuche, nicht „herein“. Da wurde die Tür sachte geöffnet, und ein Mann mit einem Notizblock und einem Bleistift erschien. Es war ein Reporter, der — trotz der ungewöhnlichen Stunde, wie er sagte — um ein Interview bat. Er legte sofort los:

„Wie alt sind Sie?“

„Zweihundertsechundvierzig Jahre.“

„Gut gehalten!“ staunte der Reporter.

„Wieso?“ fragte Tipercaca, „ich bin doch noch sehr jung“.

„Womit betreiben Sie Ihr Raketenschiff?“

„Mit den Schalen von zwei Vogelfischeiern, deren Atome wir zertrümmert haben.“

„Was können Sie mir über den Zweck der sogenannten Marskanäle sagen?“

„Sehen Sie“, sprach Tipercaca, zum ersten Male weich lächelnd, „das ist so: im Gegensatz zur Erde sind bei uns auf dem Mars die Kanäle, in denen das Kapital von einem Land ins andere verschoben wird, sichtbar!“ Da wandte sich der Gast mit Grausen.

Am nächsten Morgen mußten leider die angesetzten weiteren Empfangsfeierlichkeiten ausfallen. Die Volksmenge vor dem Hotel und die Delegationen im Vestibül warteten vergebens. Mr. Tipercaca und sein Anhang war nicht mehr aufzufinden. Es stellte sich heraus, daß inzwischen auch die Rakete verschwunden war. Die Marsbewohner mußten ganz heimlich bei Nacht und Nebel zur Rückfahrt gestartet sein. Alle Versuche, mit ihnen noch einmal Funkverbindung zu bekommen, schlugen fehl.

Erst im Herbst hörte der Berliner Radioamateur wieder die seltsamen, ihm jedoch jetzt wohlbekannten Morsezeichen. Mit fiebernden Händen schrieb er sie auf und übertrug sie in deutsche Buchstaben. Und in fassungslosem Erstaunen las er, vor sich hinsprechend, die Worte:

„Gegenbesuch dankend verboten!“

## Bücher

### Neue Literatur über alte schlesische Baukunst

**Bericht des Provinzialkonservators der Kunstdenkmäler der Provinz Niederschlesien, 1930.**

**K. Bimler: Baudirektor Christian Valentin Schultze**, in Zeitschrift d. Vereins für Geschichte Schlesiens 64. Bd. Breslau 1930.

Burgemeisters Bericht an die Provinzialkommission zur Erhaltung und Erforschung der Kunstdenkmäler Niederschlesiens, mit vielen sehr guten Abbildungen ausgestattet, hat diesmal den Umfang eines kleinen Buches. Er umfaßt die Zeit von 1927—1929, die für die Denkmalpflege in Niederschlesien unter einem besonders glücklichen Stern stand. Die Tagung des

Bundes für Denkmalpflege und Heimatschutz in Breslau (1926), die damit verbundene Ausstellung schlesischer Plastik und Malerei des Mittelalters, die Einrichtung einer zentralen Restaurationswerkstatt im Museum der bildenden Künste in Breslau, die Inangriffnahme einer Neuinventarisierung der Kunstdenkmäler gingen parallel mit dem allgemein gesteigerten Interesse an der heimischen Kunst der Vergangenheit; und nicht zuletzt ist die Bewegung der „farbigen Stadt“ auch den historischen Bauten zugute gekommen.

Neben die konservierend-gutachtliche Tätigkeit des

Provinzial-Konservators, die sich auch diesmal wieder in der Gewährung finanzieller Beihilfen durch die Provinz praktisch ausgewirkt hat, tritt die rein wissenschaftliche, die der Erforschung der heimischen Kunst gilt. Nach dieser Richtung hin ist die Arbeit Burgemeisters so vielfältig gewesen, daß wir es uns hier im einzelnen versagen müssen, die Ergebnisse aufzuzählen. Lediglich auf die mit vorzüglichen Abbildungen versehenen Ausführungen Burgemeisters über den Baudirektor Johann Christian Valentin Schultze sei noch hingewiesen. Es wird eine knappe Zusammenfassung seines gesamten Lebenswerks gegeben, dankenswerterweise auch Nachricht über seine Potsdamer Frühwerke, mit denen sich schon vorher Kania in einem Aufsatz „Ein Potsdamer als Meister des Schlesischen Klassizismus“ beschäftigt hatte.

Burgemeisters Bericht bringt die willkommene Bildergänzung zu Bimlers Aufsatz über Schultze, der fast gleichzeitig damit und mit Grundmanns Kapitel über den Baumeister im obenbesprochenen Buch herauskam. Bimler kann die Priorität der Beschäftigung mit Schultze für sich in Anspruch nehmen; der nun gedruckte Aufsatz geht im wesentlichen auf ein der Universitätsbibliothek, Breslau 1924 eingereichtes Manuskript zurück (vergl. auch Bimlers Aufsatz über Schultze im „Heimatblatt für die Kreise Grünberg und Freystadt“ 1925). Bimler gibt die bisher umfassendsten Untersuchungen über diesen neben dem älteren Langhans bedeutendsten klassizistischen Baumeister Schlesiens. Besonders sorgfältig ist Schultzes Glogauer und Saganer Bautätigkeit behandelt. Lediglich die Breslauer Zeit von 1804—1831 liegt noch etwas im Dunkeln. Der Fund des bisher einzigen originalen Baurisses Schultzes für das nicht ausgeführte Schaffgotschsche Palais in Breslau durch Grundmann ist geeignet, der Forschungstätigkeit über diesen Zeitabschnitt einen neuen Impuls zu geben. Grundmann konnte daraufhin das Haus Schuhbrücke 50 als eine Arbeit Schultzes feststellen. Burgemeister vermutet in dem jetzt unvorteilhaft aufgestockten Haus Albrechtstraße 12, sicher mit Recht, einen Bau dieses Architekten. Das letzte Wort über Schultzes Tätigkeit in Breslau wird wohl der in Arbeit begriffene Band der „Breslauer Inventare“ über das Bürgerhaus sprechen.

*Ernst Scheyer.*

**Heinz Kindermann: Das literarische Antlitz der Gegenwart.** Halle (Saale), M. Niemeyer, 1930. 104 S. 3,80 RM.

Wer einen Führer durch die verwirrende Fülle unserer neuesten Literatur sucht, mag getrost nach diesem Büchlein greifen, das neben den größeren Werken von Sörgel, Naumann und von der Leyen nicht überflüssig ist. Der Verfasser versucht es, den Entwicklungsgang der literarischen Bewegung der beiden letzten Jahrzehnte in den Haupterscheinungen darzustellen und zu erläutern, und er trifft damit in allen wesentlichen Punkten das Richtige, soweit

man diesen Ausdruck bei der Betrachtung von Gegenwartsfragen überhaupt gebrauchen darf. Er geht aus von der Erschütterung der „Eindruckskunst“, die etwa 1910 allmählich beginnt, schildert dann in fesselnden Ausführungen „das Wesen und die Erscheinungsformen des Expressionismus“ und geht dann zu der „neuen Sachlichkeit“ über, die jenen ablöst, sich selbst aber sehr bald in mehrere Richtungen spaltet. Fraglich ist dabei, ob der Name dieser Richtung noch zutrifft, wenn die Sachlichkeit „idealisiert“ wird. Selbstverständlich werden die allgemeinen Entwicklungslinien auf Grund der Literaturwerke selbst gezogen und eine stattliche Fülle von Namen und Titeln wird angeführt. Ein bibliographischer Anhang, der freilich noch manches wichtige Werk vermissen läßt, leistet auch gute Dienste.

Das „literarische Antlitz“ der Gegenwart ist aber doch nur so gezeichnet, wie es der ästhetisch gerichtete Literaturforscher sieht. Darum ist vieles eingehend gewürdigt, was einmal Anspruch auf künstlerische Wertung erhob, aber rasch wieder verfiel und vergessen wurde, wie z. B. der Dadaismus und der Charonkreis. Dagegen fehlt völlig die Erwähnung und Betrachtung solcher Schriftsteller und Werke, die freilich nicht immer zur „Literatur“ gerechnet werden, aber den Büchermarkt beherrschen und so den Geschmack unserer Zeit wirklich offenbaren. Diese soziologische Seite der Literaturbetrachtung dürfte heute nicht mehr ganz außer acht gelassen werden. Namen wie Blöm, Herzog, Frenssen, Lauff, Greinz, Haas, v. Gagern, Gustav Schröder, um nur einige zu nennen; denn im letzten Grunde sind diese es, die das wahre literarische Antlitz der Gegenwart zeigen.

*H. J.*

„Die Junge Reihe“, Verlag Wolfgang Jeß, Dresden 1930.

**Gedichte.** Von Günther Eich.

**Gedichte.** Von Fritz Diettrich.

**Gedichte.** Von Georg Britting.

**Himmelfahrt zur Erde.** Prosastücke von Martin Raschke.

**Ende der Kreatur.** Erzählungen von Wilhelm Schäferdieck.

Man erinnert sich unversehens an alle die Bücherreihen, die vor zehn Jahren im Schwange waren, an die Manifeste des „Jüngsten Tag“, an die Pasquille der „Silbergäule“, an die spurlos verschwundene Reihe des Roland-Verlages und noch an einige andere, deren Namen einem entfallen sind. Welcher Unterschied! Dort eine Aktivität, die so rasch verpuffte, nachdem sie einige Jahre lang, gemäß der Nervosität jener Kriegs- und Nachkriegsjahre, die wildesten Kapriolen vollführte, schrie, sich empörte, brüllte und die deutsche Sprache zerluderte. Und hier, was ist hier? Nun, zunächst ist diesen fünf jungen Dichtern eins gemeinsam (sie stehen als Repräsentanten für eine große Gruppe ihnen Ähnlicher und Gleicher!): das

Bemühen um Wohlklang, Bildhaftigkeit der Sprache und um die Architektonik der Worte und Sätze. Dies in erster Linie, und dann erst Ethisches, Soziales, Programmatisches in weiterem Sinne. Ob in der Lyrik der Anschluß an das seelische „Untertage“ des Gottfried Benn unbewußt gesucht und gefunden wird wie bei Günther Eich (der zu außerordentlich schönen lyrischen Formulierungen gelangt!), ob Fritz Dietrich und Georg Britting mit sehr vereinfachten und darum eindrücklichen Mitteln ein naiv-naturgebundenes Gedicht erstreben und erreichen — das merkwürdig bereit ist, die alten religiösen Bilder: Kreuzestod, Auferstehung, pfingstliche Überraschung aufzunehmen und noch einmal zu gestalten — immer sind diese Formen des neuen Gedichtes fragmentarisch, zerbrechlich und (was keinen Nachteil bedeutet) sein Gehalt nahe am Traum. — Anders steht es um die beiden Prosaabände. Martin Raschke, in erbittertem Kampf um die Bewältigung des Wortes, seine Durchsichtigmachung und seine Sinnlichkeit, seinen Geruch, Geschmack und seine Statur, wäre vielleicht so etwas wie ein deutscher Surrealist, gehemmt allerdings von zu Sentimentalischem. Wenn er die engen Grenzen, die er sich selbst gesteckt hat, überschritten haben wird, werden von ihm endgültige Arbeiten ohne Verkrampfungen zu erwarten sein. Willy Schäfer die dicks Geschichten kreisen um den Tod. Es sind die Lebensläufe einfacher Menschen erzählt, alles steht in einem grauen, beängstigenden Licht der Unwirklichkeit, die nur eine verwandelte Wirklichkeit, ein böses, bedrohliches Traumgesicht ist. — Der Verlag bringt die Bändchen in vorzüglichem Druck heraus und wird die Reihe fortsetzen, ein Bemühen, dem man den besten Erfolg wünschen muß. *Horst Lange.*

**Grünberg in Schlesien, die nördlichste Weinbaustadt der Erde, einst und jetzt. Herausgegeben von W. Ribbeck.** Berlin, Deutsche Architektur-Bücherei, 1929.

Dieses jüngste Buch aus der schönen Sammlung „Die deutsche Stadt“ ist ein trefflich gelungenes, äußerst lehrreiches und für uns Schlesier hoch erfreuliches Werk. Es lenkt nachdrücklich den Blick auf diese reizvolle Stadt, die ihren Ruhm nicht bloß ihrem zu Unrecht viel geschmähten und bespöttelten Weine verdanken sollte, denn der deutsche Sekt der Gremplerschen Fabrik ist ein sehr ernsthaftes und gediegenes Wirtschaftserzeugnis. Ihre Eigenart besteht vielmehr darin, daß sie neben dem in jüngster Zeit sich immer mehr hebenden Wein-, Obst- und Gemüsebau eine sehr bedeutende, überaus leistungsfähige Eisen- und Tuchindustrie ausgebildet hat. Das vorliegende Buch schildert auf sechzehn vorzüglichen Tafeln, die zahlreiche Einzelabbildungen enthalten, den baulichen Charakter der Stadt unter dem Gesichtspunkt „einst und jetzt“ in wirksamen Gegenüberstellungen. Es zeigt augenfällig, welch ge-

waltige Arbeit nach dem Kriege trotz der Not der Zeit dort geleistet worden ist in der Errichtung von öffentlichen und privaten Gebäuden, von Siedlungswohnungen und Industrieanlagen, wobei stets nicht nur praktische, sondern auch künstlerische Grundsätze maßgebend gewesen sind. Ein paar Seiten Einleitung geben einen knappen, aber doch ausreichenden Überblick über die Entwicklung der über 700 Jahre alten Stadt, die jetzt rund 26 000 Einwohner zählt. Nur eins hätte dabei nicht versäumt werden sollen: ein stärkerer Hinweis auf ihre höchst bedenkliche Grenzlage, kaum 30 km von Polen entfernt. *H. J.*

**E. Pepinski: Schöne Gärten!** Ein Gartenbilderbuch. Charlottenburg 1930. Rom-Verlag.

Viele Ursachen kamen zusammen, um in den letzten Jahrzehnten in Deutschland die große Gartenbewegung zu schaffen. Je nach Vermögensverhältnissen sucht sich jeder, der es irgend kann, einen Garten anzulegen. Vom Park bis zum kleinsten Hausgarten sind alle Abstufungen vorhanden. Dabei könnte meistens Zweckmäßigeres und Schöneres geleistet werden, wenn der Gartenbesitzer sich bei Anlage und Wahl der Pflanzen von einem Gartenarchitekten beraten ließe. Das vorliegende Bilderbuch schöner Gärten weist durch seine gut gewählten Bilder und seinen kurzen, aber ausdrucksvollen Text auf die Vorteile der Zuziehung eines Gartenbauberaters in wirksamer Weise hin. Auch enthält es gute Ratschläge für die Praxis. Pepinski, ein aus Schlesien stammender und in Berlin wirkender Gartenbauer, hat die Bilder nach eigenen Schöpfungen und denen anderer bekannter Gartenkünstler fein zusammengestellt. Das Bilderbuch sei allen, die die Absicht haben einen Garten anzulegen, zum Ansehen und Lesen empfohlen; aber auch jeder Gartenfreund findet darin vieles, was ihm Freude machen wird. *P. T.*

**Schlesisches Jahrbuch für deutsche Kulturarbeit im gesamtschlesischen Raume.** Herausgegeben und geleitet vom Ausschuß der Schlesischen Kulturwochen. 3. Jahrgang 1930/31. Verlag von W. G. Korn, Breslau, 1930. 156 S. Mit 36 Bildtafeln und 14 Karten. Preis 2 RM.

Als literarischer Sammelpunkt der Schlesischen Kulturwochenarbeit ist dieses nun zum dritten Male erscheinende Jahrbuch gedacht; darüber hinaus als Jahresschrift der schlesischen Stammeskulturbewegung überhaupt, jenes kraftvoll wachsenden Gedankens, der Schlesien als Neustammland erkennt und daraus für das gesamte Kulturschaffen Aufgabe, Richtung und Verantwortung ableitet. Die stoffliche Gliederung des Jahrbuches mußte also beiden dienen: der wissenschaftlichen Begründung der einheitlichen Kulturlandschaft diesseits und jenseits der Sudeten und dem neu aktivierten gesamtschlesischen Gemeinschaftsgefühl in Schrifttum, bildender Kunst und Wirtschaft. Von der Forschung, die der Stammlandbewegung stärkste Nah-

rung schafft, geben eine Reihe bedeutsamer Arbeiten Zeugnis. Prof. Reche-Leipzig untersucht die rassenkundlichen Voraussetzungen und weist die gleiche Blutzusammensetzung des Volkes diesseits und jenseits der Grenze nach. Prof. Aubin-Breslau gibt in einem methodisch bahnbrechenden Vortrag die geschichtlichen Grundlagen des gesamtschlesischen Kulturbewußtseins: ein weites und wichtiges Arbeitsfeld, das zahlreichen Forschungszweigen, vor allem der Siedlungsgeschichte und Volkskunde, Stoff bietet. Für die Geschichte der Kunst hat diese Arbeit Prof. Strzygowski-Wien vorgezeichnet. Sein Beitrag „Die Kreuzung der Kunstkreise in Schlesien“ ist der erste entscheidende Versuch einer Stammland-Kunstgeschichte in großem Umriß, die Anwendung einer ähnlichen Betrachtungsweise, wie sie Nadlers großes Werk für die Literatur ausgebaut hat. Strzygowski ordnet die Elemente schlesischen Kunstgefühls in den Weg der germanischen Volkskunst ein, der auf seiner Nordsüdrichtung vornehmlich dem Oderlauf folgte und eine alte, ursprüngliche Holzkunst der von Süden herauf vordringenden Steinkunst des Mittelmeerkreises entgegenstellte. In die Gegenwart führt Prof. Nadlers Aufriß der schlesischen Dichtung: ein großliniges Bild ihrer Triebkräfte, ihres geistigen Eigenwertes, ihrer Probleme und besonderen Formen. Dr. Alfred Schellenberg-Breslau schildert in einem reichbebilderten Aufsatz die bildende Kunst Oberschlesiens. Dazu treten eine Reihe weiterer stammeskundlicher Beiträge und ein gestaltenreicher dichterischer Teil, bei dem die Auswahl so vielseitig als möglich getroffen scheint. Aus einem mit ungewisser Aussicht begonnenen lite-

rarischen Unternehmen ist das Schlesische Jahrbuch ohne Zweifel zu einem gehalt- und charaktvollen Führer geworden, dessen die kulturelle Gegenwart Gesamtschlesiens nicht mehr entraten kann. Es gehört in weitestem Maße auch in die höheren Schulen und in den Dienst jener „kulturellen Verkehrswerbung“, die von Schlesien aus im ganzen Reiche unablässig fortgeführt werden muß.  
H. A.

#### **Bericht über die Verwaltung und den Stand der Gemeinde-Angelegenheiten der Landgemeinde Nieder-Salzbrunn (einschl. Amts- und Standesamtsbezirk) für die Jahre 1924—1928.**

In diesem, zum ersten Male illustrierten Berichten über die Gemeinde findet man in ausführlicher Darstellung die Geschichte und die Leistungen der Gemeinde innerhalb der letzten vier Jahre an Verwaltung, Bautätigkeit, Volkswohlfahrt, Bildungswesen, Gewerbe und Verkehr.  
A.

#### **Bücher-Eingänge:**

**F. Stütze u. C. Scholz: Aus der Natur der Heimat, ein Schülerbuch.** Heft 1 und 2. Arbeitsbücher für den neuzeitlichen Unterricht. Priebatsch-Verlag, Breslau—Oppeln.

In lebendiger, klarer und anregender Weise wird in diesem reich illustrierten Büchern unserer Jugend die Natur nahegebracht.

**Die Tiefe.** Eines Bergmanns Traumgeschichte von Paul Habraschka. Mit einem Begleitwort von Paul Waldemar von Marienburg. Wahlstatt-Verlag, Breslau 13.

Aus eigenstem Erleben spricht hier die noch ringende Sprache einer dichterischen Persönlichkeit.

#### **Winter in Schlesien**

In einer Schrift dieses Namens schildert Verkehrsdirektor Georg Hallama in kurzer, unterhaltender Weise Schlesien als Wintersportland, insbesondere den Schnee- und Eissport in seinen Gebirgen, von denen außer dem bekannten Riesengebirge, dem höchsten Gebirge Norddeutschlands, insbesondere das Isergebirge (1100 m hoch, wie der Harz), das Eulen- und Waldenburger Gebirge (über 1000 m hoch), das Glatzer Gebirge (1428 m hoch), das Altvatergebirge (rund 1500 m hoch) in Betracht kommen, ferner den auf hoher Stufe stehenden Eissport

in den Städten und die Winterkurmöglichkeiten in den großen schlesischen Bädern, die auch im Winter für Kuren aller Art ihre Badeanlagen offen halten. Der Schrift, die mit guten, teils farbigen Bildern von den einzelnen Gebirgen und Wintersportorten ausgestattet ist, ist eine Zusammenstellung der wichtigsten Wintersportveranstaltungen 1930-31 beigegeben. Die Schrift ist in allen Reise- und Verkehrsbüros zu erhalten, auch vom Schlesischen Verkehrsverband, Breslau, Gartenstraße 96, gegen 15 Pf. für Porto und Verpackung.

## **Mitteilungen der Vereine**

### **Verein für Geschichte der bildenden Künste**

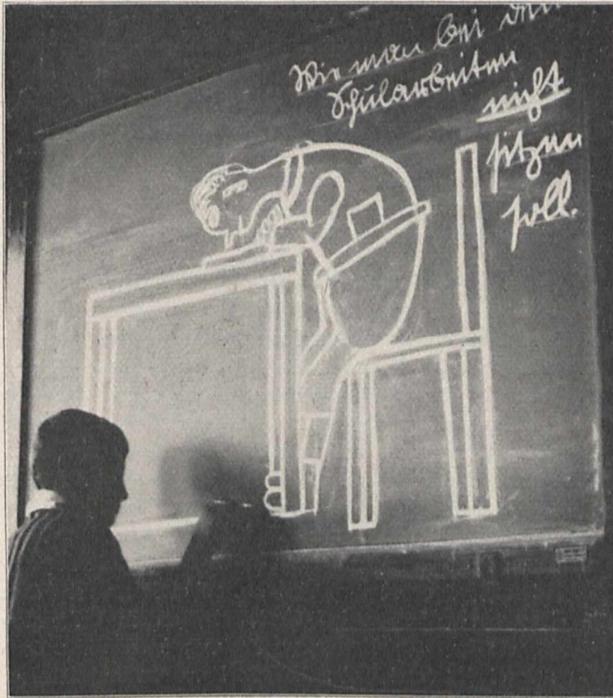
Jahresbericht für 1930

I. Vorträge wurden gehalten: 9. Januar: Professor Dr.-Ing. Grotte: „Über Klöster und Burgen an der Donau“ (von Melk bis Wien); 23. Januar: Dr. Gotthold Prausnitz: „Zwei Bibelkorrekturen des 13. Jahrhunderts und die Abhängigkeit ihrer Miniaturen von französischen Bauwerken, besonders von der Kathedrale zu Chartres“; 13. Februar: Fräulein Angelika Foerster: „Anselm Feuerbach“; 27. Februar: Professor Dr.-Ing. Adolf Zeller: „Über Danzig“ im Verein mit dem Verein der Danziger in Breslau und dem Verein der heimatstreuen Ost- und Westpreußen; 27. März:

Kunsthistoriker Bernhard Stephan: „Über Kloster Heinrichau und seine Kunstschatze“; 6. Juli: Ausflug nach Kloster Leubus; Kirche und Kloster daselbst und Kirche auf dem Weinberg; 30. Oktober: Oberstudienrat Professor Dr. Schneck: „Pergamon und Priene“; 20. November: Dr. phil. Ernst Scheyer: „Geschichte des Breslauer Kunstlebens“ (Sammel- und Ausstellungswesen von der Renaissance bis zur Gründung der Museen); 18. Dezember: Frau Valerie Arlt: „Malerei des Fernen Ostens.“

II. Der Verein zählte Ende des Jahres 1930 sechs Ehrenmitglieder und 109 zahlende Mitglieder.

# JUGEND UND HEIMAT



Die Jugend erzieht sich zur Gesundheitspflege

Aus der Ausstellung im Breslauer Landeshaus

## Die Dohle an der Breslauer Kreuzkirche

Wir entnehmen aus Alfons Härtels Buche: „Breslaus schönstes gotisches Kleinod“, das bei Otto Borgmeyer, Breslau, erschienen ist, folgende dort wiedergegebene Sage:

An dem zweiten Giebel (vom Turme aus südwestlich über dem Seitenhaupteingange) der Kreuzkirche sieht man auf dem zwischen den Strebepfeilern laufenden Simse des Giebels, der in seiner oberen Fläche in einer ovalen Füllung den „schlesischen Adler“ zeigt, das Bild einer sitzenden Dohle von Stein.

Warum man den Vogel dort angebracht hat, soll folgende Bewandnis haben:

Zwei Domschüler waren eines Tages auf den Turm gestiegen, um Dohlennester unter dem Dache zu suchen. Da aber die Vögel außerhalb des Gemäuers nisteten, so nahmen sie ein Brett und legten es zum Schalloch hinaus, worauf der eine der Knaben unbedachtsam hinausstieg, um die Nester zu suchen, während der andere inwendig das Brett hielt. In kurzer Zeit hatte der Knabe sieben Junge in seiner Mütze, geriet aber, noch außenstehend, mit seinem Gefährten in Streit, weil jeder die größere Hälfte haben wollte. Der andere Knabe drohte, das Brett loszulassen, wenn er ihm nicht gutwillig die größere Hälfte abtrete; der

draußen befindliche aber, auf seine Mühe pochend, verweigerte es hartnäckig. Da ließ der böse Bube wirklich das Brett fahren, und der Knabe stürzte von der Höhe des Turmes hinab. Die Schüler trugen aber in alter Zeit weite und steife Radmäntel, und das rettete ihm das Leben. Denn sogleich blähte sich der Mantel von dem Luftzuge gleich einem Schirm auf und trug ihn sanft und unverletzt bis auf den Boden nieder, wo er eilig mit seinen sieben Vögeln davonlief.

Zum Andenken ließen die Domherren eine Dohle in Stein anbringen.

Vielleicht wird es einem heutigen Betrachter der Kreuzkirche und seines schlanken Turmes auffallen, daß man gar keine Dohlen mehr in schwebendem Fluge um die Turmspitze kreisen sieht, wie man es doch z. B. in Patschkau oder Grüssau sehen kann, in Breslau dagegen nirgends. Die Vogelkundigen haben festgestellt, daß daran die vielen Tauben schuld sind. Die Taube hält ihr Nest unsauber, die Dohle aber verträgt solche Unordnung nicht und wandert lieber aus, wo Tauben ihr den Aufenthalt verleiden. Darum sind jetzt die Dohlen nach dem Scheitniger Park gewandert, wo sie in den Hohlräumen der alten morschwerdenden Eichen ein neues Heim aufgeschlagen haben.

# Schlesisches Himmelreich

## Geschichtliches Kuriosum

Daß in früheren Zeiten Beruf und Handwerk nicht bloß vielfach vom Vater auf die Söhne übergangen, sondern sich durch Generationen in einem Geschlecht forterbten, ist jedem Geschichts- und Familienforscher bekannt. Daß aber sieben Mitglieder einer Familie alle dasselbe Amt ausübten, dürfte doch wohl etwas außergewöhnlich sein. Besonders wenn dies Amt zu dem nicht alltäglichen Beruf des — Scharfrichters gehörte.

Im Jahre 1750 starb zu Trachenberg, der Standesherrschaft der Fürsten von Hatzfeld, die Witwe Marianne Pitschen, deren Mann Christian Dietrich im Jahre 1705 die Scharfrichterei von Trachenberg gekauft hatte. Sie hinterließ eine Tochter und fünf Söhne, welche das Handwerk des Vaters ausübten: Johann-Christian zu Herrnstadt, Georg-Friedrich zu Rawitsch, Georg-Heinrich zu Bunzlau, Ernst-Gottfried zu Trachenberg, Johann Ernst Gottlob zu Bojanowo. Ja noch mehr. Der einzigen Tochter Schwiegersohn, Georg-Philipp Schärbach war ebenfalls Scharfrichter in Unruhstadt. Und als der Trachenberger sein Amt in 1790 niederlegte, übergab er es dem Heinrich Dietrich aus Fraustadt, also wohl seinem Neffen. Als Empfehlung für die Tätigkeit wurde ausdrücklich erwähnt, daß der Verkäufer ein alter schwacher, der Käufer aber ein kräftiger junger Mann wäre.

*Alexandra Gräfin v. Dyhrn.*

## Menzel und der Leiermann

Menzel unterhielt sich einst mit einem berühmten Berliner Musiker. Da erklangen plötzlich die klagenden Töne eines Leierkastens. Der Musiker warf schnell ein 50-Pfennig-Stück zum Fenster herunter, verlangte aber dafür, daß der Leiermann sofort wegginge. Der Leiermann, sehr vergnügt über die große Gabe, verschwand auf der Stelle. „Habe ich das nicht gescheut gemacht?“ fragte er Menzel. — „Nein, sehr dumm“, antwortete dieser. „Sicher wird der Leiermann bald wiederkommen und dir noch außerdem alle seine Kollegen auf den Hals schicken. Ich mache es anders. Sobald der Leiermann ein Lied beendet hat, trete ich ans Fenster, klatsche und bitte um ein neues. Nach mehreren Liedern applaudiere ich nochmals und verschwinde dann. Der Leiermann ist dann natürlich böse, verschwindet und ich bin ihn und seine

Kollegen dann für immer los. Neulich sah er mich und zog mir eine lange Nase, als ob er sagen wollte: kannst lange warten, bis ich dir wieder was vorspiele.“

## Das Sonett von der Stiefelwichse

Anfang der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhundert war bei den Breslauer Poeten das Sonetteschmieden die große Mode geworden. Man bedichtete all und jedes in dieser klassischen Strophenform, die man spielend beherrschen lernte, und man trieb manchmal das Spiel so weit, daß man die Form über den Inhalt setzte, daß man beispielsweise um gegebene Reime ein schwungvolles Sonettengebilde baute, dessen Gegenstand sich erst im Laufe der „Dichterarbeit“ fand! Von dieser heiteren Kunst gibt Holtei in seinen Vierzig Jahren eine ergötzliche Probe. Er war mit dem Baron von Vaerst bei Carl Schall, dem bekannten Begründer der Breslauer Zeitung und „Freudenmarschall“ von Breslau. Dieser hatte ein neues Rezept zur Bereitung von — Stiefelwichse bekommen. Einer der Spaßvögel erwischte das Blättchen und schrie wie rasend: achse, echse, ichse, ochse, uchse! Sogleich ward die Losung aufgenommen, und die drei Freunde fabrizierten gemeinsam auf der Stelle folgendes schöne Sonett:

Daß durch Chemie ein glänzend Werk erwachse,  
Rühr du zusammen mit behender Flechse  
Der mystischen Mixturen myst'sche Sechse,  
Dann kann's gebrauchen Preuße sowie Sachse.

Fischtran, zwei Lot. Fehlt der, nimm Fett vom  
Dachse.

Des süßen Syrups dann fünf'löt'ge Kleckse.  
Vom Vitriol, so will's die Zauberhexe,  
Ein fünftel Lot. Das ist die rechte Taxe.

Saft 'ner Zitrone träufle in die Büchse,  
Nicht faul, damit das Ganze uns nicht hockse,  
Und ohne daß der Mischer zögernd druckse.

Gebrannter Zahn, — doch nicht vom Fuchs  
und Luchse —  
Vom Elephas, vier Lot! — Zuletzt, du Ochse,  
Wasser ein Quart: so wird die Stiefelwichse.

So kam das Sonett in die Deutschen Blätter, die Holtei 1823 herausgab, und unterschrieben ist es: L. L. v. Laesterhotschai, ein Deckname, der aus den Namen der drei Verfasser gebildet ist! R.